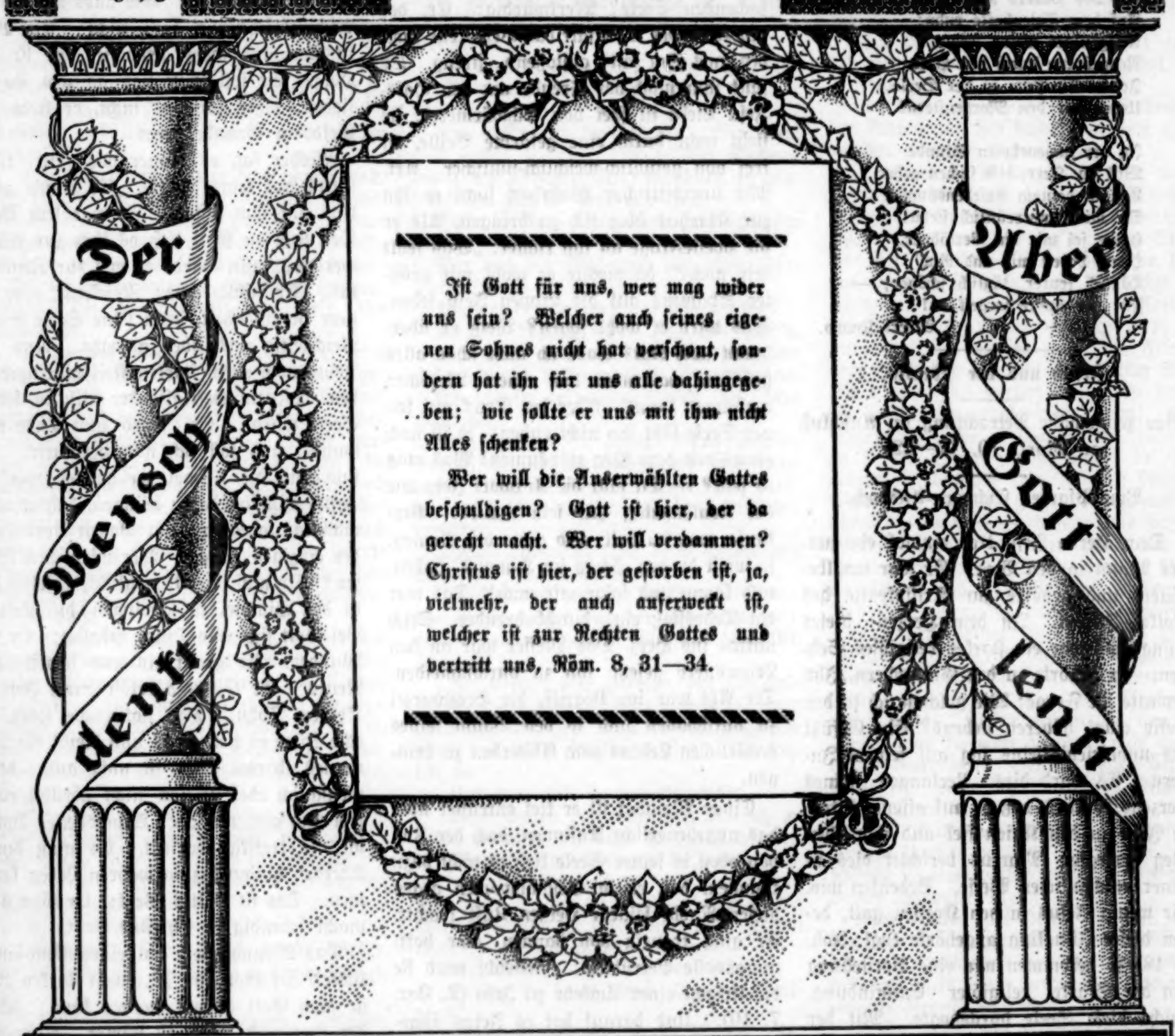
Die Mennonitische Rundschau

Lasset uns fleißig sein zu halten die Einigkeit im Geist.

37. Jahrg. Scottdale, Pa., 12. August, 1914. No. 32.



Ist Gott für uns, wer mag wider uns sein? Welcher auch seines eigenen Sohnes nicht hat verschont, sondern hat ihn für uns alle dahingegeben; wie sollte er uns mit ihm nicht Alles schenken?

Wer will die Auserwählten Gottes beschuldigen? Gott ist hier, der da gerecht macht. Wer will verdammen? Christus ist hier, der gestorben ist, ja, vielmehr, der auch auferweckt ist, welcher ist zur Rechten Gottes und vertritt uns, Röm. 8, 31—34.

Gott lässet Gras wachsen für das Vieh und Saat zu Nutz des Menschen, daß das Brod des Menschen Herz stärke.

Der selige Tod.

Wann ich einst entschlafen werde
Und zu meinen Vätern gehn,
Will ich von der armen Erde
Friedlich auf zum Himmel sehn;
Zu des Vaterhauses Toren
Schwingt der Pilgrim sich empor;
Nichts ist in der Welt verloren; —
Wenn ich nicht mein Herz verlor.

Wer versöhnt zur Himmelshöhe
Seinen Blick erheben kann,
Ohne Zittern, ohne Wehe, —
O, der ist ein sel'ger Mann!

Also möcht' ich einst erblassen
Und im letzten Kampfe nun
Als des Vaters Kind gelassen
Auf dem Totenbette ruhn;
Ausgetilget meine Fehle,
Neugeboren durch den Herrn,
Jesum Christum in der Seele,
Ueber mir den Morgenstern!

In der angenehmen Stunde
Will ich, Herr, dich suchen gehn;
Laß in deinem Friedensbunde
Du mich unverrücklich stehn!
Heute sei mir ein Versöhner,
Heute Leben mir und Ruh',
Täglich teurer, täglich schöner; —
Für das andre sorgest du!

Albert Knapp.

Jesus und der Idealist.

Eine zeitgemäße Betrachtung im Anschluß an Mark. 10, 17—22.

Von Pfarrer Eichhorn-Ansbach.

Dem Herrn Jesu trat einmal ein junger Mann in den Weg. Er war wohlbegütert und gehörte zur Aristokratie des Volkes Israel. In dem Herzen dieses Jünglings war ein starkes religiöses Sehnen. Er gehörte zu den Gottsuchern. Ihn bewegte die Frage: Wie gelange ich in den Besitz eines höheren Lebens? Ein Gefühl des unbefriedigtseins lag auf seinem Innern. Es ward dies Verlangen seines Herzens so stark, daß er auf offener Straße Jesu zu den Knien fiel und ihm den Weg verlegte. Markus berichtet dies in seiner anschaulichen Weise. Bedenken wir, wie wenig Jesus in den Kreisen galt, denen dieser Jüngling angehörte (vgl. Joh. 7, 48) so bekommen wir eine Vorstellung von der Stärke religiöser Empfindung, welche diese Seele durchwogte. Mit der religiösen Wärme verband sich sittlicher Ernst. Wenigstens dem Wortlaut nach, hatte er die Grundgebote Gottes erfüllt. Sein Leib war nicht durch Unsittlichkeit, seine Hände nicht durch Veruntreuung, seine Lippen nicht durch Lügen befleckt. Er war ein gehorsamer, pietätvoller Sohn gewesen, (Es scheint, daß seine Eltern nicht mehr am Leben waren, weil er über sein Vermögen freie Verfügung hatte.) und auch der Nächstenliebe hat er sich befleißigt. Wir haben keinen Grund, in das Selbstzeugnis, daß er sich auf Jesu Anweisung hin gibt, Zweifel zu setzen. Jesus straft ihn nicht als Lügner und Heuchler, er gewann ihn vielmehr lieb.

In der Tat, es war ein edler Mensch mit hohem Flug, der sich nicht in den Niederungen hielt und am Boden schnüffelte, eine adelige Seele, die Gemeinheit und Schmutz floh, ein liebenswerter Optimist.

Wie benimmt sich nun Jesus zu dieser suchenden Seele? Merkwürdig: Er, der mit liebender Sorgfalt das Verlorene sucht begegnet ihm fast abstoßend streng. Er fällt ihm nicht vor Freude um den Hals. Jesu Liebe ist frei von Schwärmerei; sie sieht nicht durch eine gefärbte Brille, ist frei von gefühlich-weichlich-süßlicher Art. Mit unerbittlicher Wahrheit sucht er ihn zur Klarheit über sich zu bringen. Als er die zweite Frage an ihn richtet: „Was fehlt mir noch?" da mochte er wohl mit größter Spanung auf die Lippen Jesu sehen. Was wird er wohl sagen? Weiß er überhaupt noch Rat? Habe ich nicht schon alles geleistet, was man von einem Menschen verlangen kann? Aber der Druck auf seiner Seele läßt ihn nicht ruhen: es ist noch etwas aus dem Weg zu räumen! Was mag es sein? — Da fällt die Antwort Jesu wie ein Keulenschlag auf sein Haupt: „Verkaufe, was du hast, und gib's den Armen, so wirst du den Schatz im Himmel haben, und komm und folge mir nach!" Das war ein Todesstoß ein durchbohrender Stich mitten ins Herz. Das Messer war an den Lebensnerv gesetzt, ihn zu durchschneiden. Die Axt war im Begriff, die Herzwurzel zu durchhauen und so den Baum seines natürlichen Lebens zum Absterben zu bringen.

Einen Moment ist er tief entrüstet über das ungeheuerliche Ansinnen, doch der Zug von oben in seiner Seele ließ es nicht dazu kommen, daß er in Schmähworten gegen diesen Rabbi seinem Herzen Luft machte. Er ging traurig von dannen, eine hoffnungsvolle Betrübnis; vielleicht wird sie die Ursache einer Umkehr zu Jesu (2. Kor. 7, 10). Und darauf hat es Jesus angelegt.

Er hat in der Tat etwas Unmögliches von dem jungen Mann verlangt. Er deutet es lebhaft an, wenn Er sagt, es sei etwas Menschen Unmögliches, gerettet zu werden zu ewigem Leben, nur Gott vermöge das. Es müßte sonst der Mensch sich selbst aufheben oder verneinen, sich selbst das Herz aus dem Leibe reißen können. Das ist in der Tat zu viel verlangt. Warum mutet Er es dennoch dem jungen Mann zu? Weil er seine Ohnmacht empfinden soll. Er ist noch ein Schwärmer, der in den Himmel hineinfliegen will. Er steht noch in unklarer Ueberschätzung seiner eigenen Kraft; er meint, alles tun und leisten zu können, was erforderlich ist, um an Gottes Leben teilnehmen zu können. Er weiß nicht, daß bei allem Sehnen nach oben doch der Zug nach unten stärker ist, daß er mehr am Geld hängt als an Gott. Gott stellt durch Jesus die Forderung an ihn: Gib alles her für die Armen! Aber er kann nicht: sein Besitz ist ihm ans Herz gewachsen, er ist sein Herz. Er soll Gott von ganzem Herzen lieben — er kann es nicht, er liebt sein Geld im Grunde mehr.

Bisher lag es immer wie ein leiser Druck auf seiner Seele. Er wußte nicht, was auf ihm lastete. Es war sein Geld. Der Zug zu Gott ließ es ihm zur Bürde werden; nun wurde es erst zur Zentnerlast. Er fühlte einen Zwiespalt, eine innere Zerrissenheit, denn seine Seele wurde gleichzeitig nach oben gezogen. Nun hat Jesus noch einen starken Keil hineingetrieben, daß ein tiefklaffender Riß in seiner Seele wurde. Er ward zum Tode verwundet und soll sich nun verbluten. Es sind ihm die Flügel zerschnitten worden. Jesus will ihn dahin bringen, daß er ohnmächtig, todesmatt am Boden liegt mit der einzigen Frage: Wer wird mich erlösen? Er muß die Unmöglichkeit, selbst sich in den Himmel zu schwingen, durchkosten. Bei Gott sind alle Dinge möglich; Er tut Wunder. Er greift ein und schafft ein Neues; Er löst und erlöst durch Jesum, Seinen Sohn. Das natürliche Herz, so edle Züge es hat, es ist und bleibt ein steinernes, hartes. Es ist nicht gut, denn menschlich edel ist noch nicht göttlich rein, frei und gut, wie der „Wandsbecker Bote" dies so trefflich darlegt. Es muß durch Sterben hindurch zum wahren Leben kommen. Das ist Gottes Werk: Er tötet und macht lebendig in Christus.

Das Menschenherz hat einen Empfänglichkeit für Gott, die zu einem starken Zuge nach Gott erweckt werden kann; aber der Zug nach unten ist stärker. Verwachsen ist der Mensch nicht mit Gott, sondern mit der Welt, mit sich. Diese Wurzeln der Welt- und Selbstliebe müssen durchschnitten werden, dann kann es zu einem Lebenszusammenhang mit Christus und in Ihm mit Gott kommen.

Fortsetzung auf Seite 20.

Der Segen der Krankheit.

Aus dem Leben von Karl Meder.

Ein weicher, linder Sommerabend hatte mit seinen Armen die Erde umfangen. Glückstrahlend wanderten die Menschen durch Gottes wunderreiche Schöpfung, den Himmelsodem begierig einsaugend.

Nur drinnen in der kostbaren Villa des Fabrikbesitzers Willeste war keine Freude. Bestürzte Mienen waren sichtbar und verhaltenes Schluchzen zog wie ein Gespenst durch die hohen Räume. Vor wenigen Wochen schallte noch übermütiges Jauchzen und Jubeln durch das Haus. Dann mit einem Male ein jäher Stimmungsumschwung! Von dem Augenblick an, wo man den einzigen, durch einen Automobilunfall schwer verletzten Sohn über die Schwelle getragen, hatte der Frohsinn bei Willestes kein Heimatsrecht mehr. Ach, wie die bange Frage auf die Gemüter drückte: „Wird der Kranke auch wieder gesund?"

Der Fabrikbesitzer war sehr vermögend. Er ließ die berühmtesten Aerzte kommen. Wenn die Untersuchung zu Ende war, dann machte jeder ein bedenkliches Gesicht. Keiner brachte es übers Herz zu sagen: „Die Krankheit wird in Genesung auslaufen!" Die Gewissenhaftigkeit hielt ihn davon ab.

Woche auf Woche verfloß, doch es trat keine Besserung ein. Der Kummer der Eltern fing an in Verzweiflung überzugehen. Und besonders die Mutter, die den Jüngling geradezu abgöttisch liebte, verlor alle Fassung. Stundenlang lag sie während des Tages auf ihrem Bett und weinte und weinte. Den größten Teil der Nacht verbrachte sie am Krankenlager und den Rest saß sie am Fenster und starrte hinaus in die Weite. Sie schaute nur das Dunkel. Die flammenden Sterne gewahrte sie nicht.

So saß sie auch an diesem Abend am Fenster, stumm, starr, wie gelähmt. Wie zwei Stöcke hingen die Arme am Körper herunter. Ein Bild unendlicher Trostlosigkeit; Der Rat des Doktors, nicht immer wehklagend in der Stube zu hocken, sondern sich auch im Freien zu bewegen, war vergessen.

Sie war so in ihren düsteren Gedanken hineingebannt, daß sie nicht merkte, r ihr Mann eintrat und sich ihr näherte.

„Maria!" In dem einen Wort lag ein Herz voll treuer Liebe.

Sie hörte nicht.

„Maria!" Der Ton wurde stärker. Leicht legte sich die Rechte auf ihre Schulter.

Er griff sanft nach der Hand. „Maria, der Arzt —"

Sie entzog sie ihm rasch und sagte abwehrend: „Nichts von dem!"

„Maria! warum willst du mit Gewalt deine Gesundheit zu Grunde richten! Fahre nicht auf! Ich weiß, was du mir entgegenhalten willst: das Leben ist für dich wert- und zwecklos geworden, wenn unser Sohn stir . . . ."

Er brach ab. Erst nach einer Weile war ihm die Zunge wieder einigermaßen dienstbar. „Maria hast du mich nicht so lieb, daß du dich für mich erhalten möchtest? Hab ich das Anrecht auf deine Liebe verloren?"

Sie stand auf und fragte ihn weniger herb: „Was möchtest du von mir?"

Er zog sie zärtlich an sich: „Laß uns zusammen einen Spaziergang machen. Er wird uns beiden wohl tun."

Sie sträubte sich lange Zeit gegen seine Bitte. Endlich willigte sie ein.

Sie gingen durch die Anlagen, die sich rings um die Stadt zogen. Sie sprachen kaum ein Wort zusammen, doch ihre Gedanken wanderten unruhig hin und her. Aber zu einer Stelle kehrten sie immer wieder zurück, zum Schmerzenslager des Sohnes.

Es mochte gegen halb zwölf Uhr sein.

„Maria, wenn es dir recht ist, wollen wir heimkehren."

Sie nickte mit dem Kopfe. Sie hatte auch nichts dagegen, daß er den Rückweg durch das Arbeiterviertel einschlug, in dem sämtliche Häuser ihm gehörten.

Tiefe Stille. Die Bewohner schliefen bereits.

Nur aus der Wohnung des alten Formers Sembe schimmerte noch Licht.

Warum er nur noch auf sein mochte?

Willeste besann sich. Ja, das war's. Sembe hatte einen Sohn, der an der Schwindsucht hoffnungslos darniederlag.

Es zog sie beide magnetisch zu dem Häuschen.

Nun standen sie davor. Das Fenster war offen und der Laden war lose angelegt. Man konnte jedes Wort, was drinnen gesprochen wurde, draußen mühelos verstehen.

„Heute haben sie über mich wieder arg gespottet," sagte der Alte.

„Wieder darüber, daß du trotz des schweren Kreuzes, das uns der liebe Gott auferlegt hat, an deinem Glauben festhältst, Franz?"

„Ja, Lina. Sie meinten, der Heilandglaube wäre Unsinn. Wär's nicht so, dann hätte uns der Herr nicht die Krankheit für Karl ins Haus schicken dürfen. So sagten sie."

„Und was hast du geantwortet?"

„Vom Segen der Krankheit hab ich zu ihnen geredet, wie man da die Nichtigkeit der Welt erkennt, wie man da hineinschauen lernt in sein Herz, wie das sich da immer mehr von der Erde löst, wie sich da die Hände ineinander legen und man seinem Gott näher und näher kommt."

Zwei tiefe Seufzer vor dem Fenster.

„Haben sie dann ihren Mund gehalten?"

„Einen Dummkopf, einen Mucker haben sie mich gescholten, Lina. Der eine schrie, der lange Heinrich: „Sembe, das Frommtun hilft dir nischt! Wenn Willesten einer von den Frommen wäre, dann hätte dein Getue Zweck. Aber der pfeift mit seiner Frau geradeso auf die Religion wie wir alle!"

„Hast du ihm nicht den Mund gestopft, Franz?" stieß Frau Sembe erregt aus.

„Mütterchen, für so schlecht wirst du mich doch nicht halten, daß ich zu der Lästerei geschwiegen hätte. Ich hab ihm gesagt, ob der Herr und seine Frau Christen seien oder nicht, das sei für meinen Glauben gleichgültig. Ich sei fromm nicht um des Lohnes willen, sondern weil's Herz mich dazu triebe! Da ließen sie von mir ab und gingen fort." — Willestes schauten sich mit einem so seltsamen, eigentümlichen Blick an, der deutlich verriet, wie mächtig die Worte Sembes in die Saiten ihrer Seelen gegriffen hatten.

„Nun, Lina," fragte es hinter dem Fenster, „was macht Karl?"

„Er schläft."

„Er schläft sich vielleicht gesund."

„Das weißt du, Franz, selbst, daß es ausgeschlossen ist."

„Ja, Lina, du hast recht. Gott geb's, daß er nicht mehr lange zu leiden hat."

„Gott geb's."

Den Alten standen die hellen Tränen in den Augen und den beiden vor dem Hause wurden auch die Augen feucht.

„Lina, es ist Mitternacht. Wir wollen zu Bett gehen, aber laß uns erst beten."

Sembes knieten nieder, und merkwürdig, die zwei draußen zog's in den Staub. Der Alte sprach: „Lieber Vater im Himmel, es sind so viele noch, die nichts von dir wissen wollen und doch deine Kostgänger sind. Ihr Mund und ihr Herz sind unruhig. Sie wollen zwar den Frieden, aber sie suchen ihn auf verkehrtem Wege. Sie können ihn darum auch nicht finden. Es sind arme, verblendete Toren! Herr, nimm dich ihrer in Gnaden an, führe sie zu deiner Herde zurück, damit sie unter deinem Hirtenstabe zum Frieden kommen. Wollen sie nicht in guten Tagen auf dich hören, so schick ihnen böse. Das hast du Willestes getan. Gib nun aber auch, daß sie von der Trübsal Segen haben. Beuge sie nieder, doch richte sie auch wieder auf. Und Herr, wenn sie wieder in gläubigem Suchen nach deiner Hand greifen, so laß sie ihnen zum Trost und zur Erquickung. Siehe, sie haben nur ein Kind, nur einen Sohn. Ach nimm ihnen den Stab fürs Alter nicht! Lieber nimm du von uns zurück, was du einst gegeben, rufe unsern lieben Karl heim, wenn's dein heiliger Wille ist. Nur laß ihnen das Kind am Leben, denn sie haben keins mehr zu verlieren! Vater im Himmel, du hast die Wunde ihres Herzens geschlagen, nun schließe sie auch wieder zu mit dem Balsam deiner Barmherzigkeit!"

Noch etliche Zeit betete er fort, dann suchte er sein Lager auf. Sein Weib zündete die Nachtlampe an und legte sich angekleidet aufs Sofa in der Nebenkammer, wo der Kranke sein Bette hatte.

Sacht, ganz sacht erhoben sich Willestes von ihren Knieen. Das Bangen war aus ihren Augen gewichen, eine felsenfeste Entschlossenheit stand darin.

Er zog den Arm seiner Frau in den seinen. Dann gingen sie nach Hause; nicht mehr zögernd, schleppend erhoben sich ihre Füße fort, sondern fest, sicher traten sie auf.

„Erich," unterbrach das Weib zuerst das

Schweigen, „es ist mir, als wenn ich aus schwerem Fieberwahn erwacht wäre!"

„Mir auch, Maria, mir auch!"

„Wir haben das Glück auf falschem Weg gesucht."

„Wir haben dicht vor dem Abgrund gestanden, Maria!"

„Vor dem Abgrund, der uns hätte verschlingen müssen!"

„Der uns verschlingen wird, Maria, wenn wir nicht mit eiserner Willenskraft zurück auf den schmalen Pfad streben!"

„Und dann darauf bleiben mit Gottes Gnade, Erich!"

„Mit Gottes Gnade!"

Das klang wie ein Gelübde so feierlich.

Als wenige Tag später Karl Sembe zu Grabe getragen wurde, da gaben Willestes, deren Sohn der Gesundung entgegenging, selbst dem Toten das letzte Geleit. Warum sie es taten, das erfuhren Sembes nach der Beerdigung aus ihrem Munde. Diesen erzählten sie freimütig vom

Segen der Krankheit.

— Ev. Mag.

Ein ergreifender Auftritt.

Der Sohn eines alten, unerschütterlich braven Försters in dem großen Walde des Herzogs von Orleans bei Villers-Cotterets kam in den Verdacht, einen reichen, jungen Mann, der sich bei einem Geschäftsfreunde seines Vaters befand, um sich für den Holzhandel praktisch auszubilden, erschossen zu haben.

Der Leichnam wurde gefunden und der angebliche Mörder ergriffen, dessen Schuld sicher zu sein schien.

Als er eingebracht wurde, hatten sich auch die alten Eltern des Unglücklichen eingefunden, um den Sohn noch einmal zu sehen.

Sobald die Mutter denselben erblickte, rief sie laut: „Mein Sohn, mein lieber Sohn!" und wollte ihn mit ihren Armen umschlingen, der Vater aber hielt sie zurück und sagte: „Mutter, jetzt nicht; erst müssen wir wissen, ob wir ihn noch unsern Sohn nennen können, oder ob wir einen Mörder vor uns haben." Dann wendete er sich an den Maire, während die Gendarmen den Gefesselten umgaben, und sagte: „Ich bitte um weiter nichts, als ihm in das Gesicht zu sehen und ein paar Worte mit ihm reden zu dürfen, dann werde ich selbst sagen, ob er schuldig ist oder nicht."

Die Erlaubnis konnte nicht wohl verweigert werden, und so trat der Vater an den Sohn heran, die Anwesenden bildeten einen Halbkreis um die Gruppe, und aller Herzen klopften fast hörbar. Da streckte der alte Förster die Hand aus und sagte: „Seid alle Zeugen, die ihr hier seid, was ich ihn fragen werde und was er antworten wird. Vor der alten Frau da, die deine Mutter ist, — vor dem weinenden Mädchen da, das deine Schwester ist, vor dem Geistlichen da, der dich in der Religion unterrichtet hat, frage ich, dein Vater, der dir von Kindheit an die Liebe zur Wahrheit eingepflanzt hat, dich, hier, Bernhard, wie dich Gott da oben einst fragen wird: Bist du schuldig oder unschuldig?"

Dabei sah er den Sohn mit einem Blicke an, der in den tiefsten Tiefen des Herzens lesen zu wollen schien.

„Vater —", begann der Beschuldigte, aber der Alte unterbrach ihn und sagte: „Nimm dir Zeit, übereile dich nicht, damit dein Herz nicht in den Abgrund des Verderbens sinke. Sieh mich an — Auge in Auge — und ihr alle da seht in fest an und hört wohl, was er sagt. — Und nun antworte!"

„Vater — ich bin unschuldig," antwortete der Sohn ruhig und gefaßt.

Da streckte der Alte seine Hand wieder aus, legte sie auf das Haupt des Sohnes und sagte: „Knie nieder!"

Der Sohn gehorchte, und der Vater sprach im Tone der festesten, unerschütterlichsten Ueberzeugung: „Ich segne dich— du bist unschuldig. Der Beweis deiner Unschuld wird kommen, wenn es Gott gefällt. Es ist dies eine Sache zwischen ihm und den Menschen. Mag nun die Justiz ihren Lauf nehmen! — Mutter," setzte er, zur weinenden Frau gewandt, hinzu, „jetzt komm und umarme deinen Sohn."

Nach dieser Scene, die alle Anwesenden aufs tiefste ergriffen hatte, wurde der Gefangene in den Kerker abgeführt, der Prozeß begann, aber nach kurzer Zeit wurde der wirkliche Mörder entdeckt, und der Sohn kehrte von aller Schuld rein in das Vaterhaus zurück.

— Ev. Ztscht.

Nichts getan für Jesum.

„Ach nein, er kann nicht mehr lange leben," sagte die Krankenpflegerin, „es ist hart, schon mit 24 Jahren sterben zu müssen. Er liegt da mit geschlossenen Augen; mehrere Male widerholte er in der Nacht: Nichts getan für Jesum! Er war so gütig gegen mich!"

„Nein, aber ich wußte nicht, was er sagen wollte."

Der Kranke ließ den Seelsorger kommen und sagte zu ihm: „Vor zwei Tagen ging mein Pferd mit mir durch und warf mich auf den Boden; die Aerzte erklärten mir freimüthig, daß ich nur noch acht bis zehn Stunden zu leben hätte. Meine Eltern werden nicht zeitig genug eintreffen, um mich noch am Leben zu sehen," fügte er mit zitternder Stimme hinzu.

„Wie gut ist es, daß Sie schon den Herrn kennen," sagte der Pfarrer, indem er ihm warm die Hand drückte, „ich werde Sie nicht verlassen."

„Mein Heiland war diese Nacht bei mir, ich weiß, daß er mich in seinem Blut gewaschen hat, aber ich kann nicht mit Freuden zu ihm gehen. Seit zwei Jahren, da ich ihn kenne, habe ich nichts für ihn getan, ich habe ihm nichts zu bringen. In der Schule war ich kein Licht, und seitdem ich wieder daheim bin, ist es mir schwer gewesen, mein Zeugnis abzulegen. Ich glaubte, älter werden zu müssen, um mehr Einfluß auszuüben, und ich begnügte mich mit Beten, Bibellesen und einem rechtschaffenen Lebenswandel."

Der Geistliche war erstaunt über das offene Bekenntnis, denn er war es, der den guten Samen in das Herz des Jünglings gelegt hatte, aber er wußte, daß er in einer ganz weltlichen Umgebung lebte und in Gefahr war, seinen geistlichen Halt zu verlieren.

„Nichts dem Herrn zu bringen," wiederholte er ängstlich.

„Wir wollen es dem Heiland im Gebet sagen," erwiderte der Pastor.

„Dank!" sagte der Sterbende. „Dank! Er weiß alles, ich weiß, daß ich ihn liebe, er hat mir alles geschenkt, aber ach, ich habe ihm nichts wieder gebracht. Er gab mir Gelegenheit, ihm zu dienen, ich hätte oft Gutes tun können, aber ich habe nichts getan."

Indessen machte die Krankheit Fortschritte, das Leben entfloh schnell; weder Reichtum noch sorgfältige Pflege vermochten es zurückzuhalten. Im Herzen des Jünglings war Friede, aber es fehlte die Freude. Er zweifelte nicht an seiner Erlösung durch Christum, aber er war tief betrübt beim Gedanken, daß er die Wohltaten des Herrn nicht erwidert hatte.

Einen Augenblick richtete er seine Augen auf den Geistlichen und sagte: „Ich erinnere mich an eine Ihrer Predigten, in der Sie über die Worte Jesu redeten: Der Herr bedarf ihrer. Beim Weggehen sagte ich zum Herrn: Nun will ich anfangen, dir besser zu dienen und für dich zu arbeiten und in zwei Jahren von dem großen Heil zu zeugen. Die zwei Jahre sind noch nicht dahin geschwunden, aber die Gelegenheiten, davon zu reden."

Seine Gesichtszüge erblaßten. Der Geistliche neigte sich über ihn und sagte zu ihm: „Vater, in deine Hände befehle ich meinen Geist!" Der Sterbende öffnete langsam seine Augen und sagte: „Ja, Herr, ein armer Sünder kommt zu dir, aber ich habe dir nichts zu bringen." Das waren seine letzten Worte.

Möchte diese ergreifende Erzählung die Gewissen derjenigen wecken, die wenig oder gar nichts für Jesum getan haben. Auch die Zahl derer, die nichts tun, ist groß. Sie scheinen nicht begriffen zu haben, daß am Tage da sie vom Herrn begnadigt wurden, sie Diener und Dienerinnen des Herrn wurden und von da an ih-

re größte Begierde hätte sein sollen: „Herr, was willst du, daß ich tun soll?“

Reiseerinnerungen.

Von J. P. Friesen, Rosthern.

5

Fortsetzung.

Nun kamen wir zur Acropolis. Dieselbe ist auf einem ungefähr 300 Fuß hohen Hügel erbaut. Erstlich war hier eine Festung, aber dann sind hier Tempel, Statuen und so weiter erbaut worden, so großartig, daß ihre Ruinen heute noch die Welt in Erstaunen setzen. Obzwar viele kostbare Gegenstände nach England, der Türkei und andern Ländern gebracht worden sind, so ist doch noch unendlich viel da. Erdbeben haben daran gerüttelt, Pulvermagazine, in welche die Türken es einst verwandelt hatten, sind in die Luft geflogen, und doch stehen noch so viele Wunder, das Parthenon obenan, da. Ein Dichter sagt: Stolz trägt die Welt den Parthenon, als den kostbarsten Juwel auf ihrem Tron.

Wir stiegen die breiten steinernen Stufen hinauf und bald waren wir inmitten von Ruinen und teilweise stehengebliebenen Säulen, die man sehen muß, um sich einen Begriff davon zu machen. Diese Unmasse von Marmor, die hier verwendet wurde, diese Arbeit, die es gekostet haben muß, es ist zum Staunen. Da ist der sogenannte Tempel der flügellosen Siegesgöttin, der zu Ehren von „Nika“, ihrer Siegesgöttin erbaut wurde. Dieselbe war in diesem Tempel, den Lorbeerkranz haltend, aber ohne Flügel. Die Athener glaubten, wenn die Götzen keine Flügel hätten, so müßten sie dableiben und folglich der Sieg stets auf ihrer Seite bleiben.

Dann war das Erechtheum. Die Marmorsäulen an diesem Tempel sind bemerkenswert. Aber das Interessanteste ist das Parthenon. Noch in seinen Ruinen redet es eine beredte Sprache des Ruhmes alter Zeiten. Ungefähr 450 Jahre v. Chr. wurde es erbaut und etwa 15 Jahre später der Göttin Athena gewidmet. Mächtige Säulen, acht an den Enden und 17 an den Seiten umgeben es, rundherum, über 500 Fußlang waren Verzierungen in Marmor gemeißelt. Die Krone des Parthenons aller Zeiten, sagte der Führer ist die kolossale Statue der Athens. Sie war 40 Fuß hoch, aus solidem Gold und Elfenbein gemacht. Die Römer unter Nero raubten viel kostbare Gegenstände. Die Türken haben ganze Schiffsladungen von Marmor nach Konstantinopol geholt und die Engländer haben viel davon im britischen Museum.

Wir verließen die Acropolis und bestiegen den Marshügel. Hier war einst der Richtplatz unter freiem Himmel. Hier hielten die alten Athener oft des Nachts, damit die Richter den Angeklagten nicht sehen, somit ein unparteiisches Urteil fällen konnten, ihre Gerichte ab. Aber das Wichtigste von allem: hier war einst Paulus, auf den Sitzen umher, wovon noch Ueberbleibsel da sind, saß die Menge, unter ihnen die Weisen Griechenlands, wahrscheinlich neugierig, was der kleine Mann da oben zu sagen habe. Wir lesen in Apostelgesch. 17, was Paulus dort sagte. Rechts in der Nähe waren die breiten Marmorstufen, die hinauf zum Tempel führten. Der helle Glanz der goldenen und silbernen Götzen schien sich zu brechen in dem matten Glitzern von Elfenbein inmitten von endlosen Säulen, Statuen und Tempeln von sanft schimmerndem Marmor. Dies an seiner Seite, die stolze Menge vor ihm, so stand der unerschrockene Mann dort und sagte: „Gott hat die Welt gemacht!“ Dies gab ihren Götzen den Todesstoß. O Paulus, wie kannst du dich erdreisten, hier in der Nähe der glänzenden Götzen und vor einer aufgeregten Schar ihrer Diener so zu sprechen? Aber er sagt noch mehr: „Und wohnet nicht in Tempeln mit Händen gemacht.“ Wozu der herrliche Tempel, die Acropolis? Weiter spricht er, sollen wir nicht meinen, die Gottheit sei gleich den goldenen, silbernen und steinernen Bildern. Wird er aufhören? Es wird zu viel sein für die selbstbewußten Athener. Nein, er fährt fort, und dies ist das wichtigste: „Auferstehung der Toten und das Gericht.“ Das war zuviel, einige spotteten, andere wollten weiter davon hören. Paulus aber ging von dannen. Umsonst aber war diese Rede nicht; einen Schritt weiter gegen Abend war das Evangelium gebracht.

Dann gingen wir nach dem sogenannten Odeon von Herodus Attikus. Dieses Theater hatte einst ein Dach, welches jetzt aber nicht mehr da ist; aber der steinerne Boden sowie die teilweise zerstörten Sitze, welche Raum für über 5,000 Personen bieten, sind noch da. Hinter diesem sind die Ruinen eines großen, dem Bacchus geweihten Theaters. Hier war einst Raum auf Marmorsitzen für 30,000 Zuschauer. Die große Bühne war von Marmor. Für die Priester und andere hohe Personen, waren große Stühle oder Sessel aus Marmor gehauen. Darauf kamen wir zu dem Jupitertempel. Dieser ist fast ganz zerstört, und doch sieht man die Spuren seiner einstigen Größe.

Am nächsten Tage wurde uns das in Stein gehauene Gefängnis von Sokrates gezeigt. Knirschend öffneten sich die starkverrosteten eisernen Gitter. Wir traten in den kleinen Raum. Hier war es, wo Sokrates gezwungen wurde, den Giftbecher zu leeren.

Im Hotel „De l' Angleterre“ waren wir zu Mittag. Vor dem Hotel ist eine schöne Parkanlage. Orangenbäume, fruchtbeladen, gewährten uns Schatten, und so ruhten wir einige Zeit darin aus. Von hier aus wurde uns der weiße Marmorpalast des Königs gezeigt, und später fuhren wir auch noch da hin. Die Kleidung der königlichen Garde ist auffallend. Enge Beinkleider, niedrige Schuhe mit großen wollenen Rosen auf den Spitzen, blaue, mit vielen blanken Knöpfen besetzte Jacken, rote Kappen mit langen Zipfeln: so sahen sie, obzwar höchst sonderbar, doch schön aus. Ich hätte auch gern den König gesehen, aber es wurde uns gesagt, daß dies nicht so leicht möglich sei, und so verließen wir den Palast. Eine andere Abteilung unserer Reisegenossen hatte sich nicht so leicht abweisen lassen, und sie hatten Erfolg. J. B. Devons von New York erzählte uns davon Folgendes: Ich fragte die Wache, ob es möglich sein würde, den König zu sehen. Nein, nein, sagte er, das ist unmöglich. Würden Sie vielleicht einen Brief an den Adjutanten seiner Majestät befördern? Er entschloß sich hierzu und lud uns ein, nach dem Empfangszimmer zu kommen. Hier wurde das Gesuch in Griechisch wiederholt und der Brief gelesen. „Seine Majestät,“ sagte der Adjutant, „ist in Beratung mit dem Kriegsminister und kann nicht gestört werden. Wenn Sie aber ein anderes Mal vorsprechen, so kann vielleicht eine Audienz erwirkt werden.“ „Wir verlassen Griechenland in zwei Stunden,“ sagte ich, „und können also nicht wieder kommen.“ Nach einigem Zögern aber wurde die Audienz doch arrangiert. „Folgen Sie mir“, sagte die Wache. Die anwesenden Amerikaner folgten. „Nein, nur einer. Sie allein!“ sagte die Wache, „und Sie haben eine Minute Zeit beim Könige.“ Eine Minute Zeit? Nur die Vorstellung würde mehr nehmen; was sollte ich in einer Minute sagen? Dies und ähnliches beschäftigte meine Gedanken während ich von der Empfangshalle nach den Gemächern des Königs folgte. Aber wie einfach war es. Da war keine Vorstellung. Der König kam uns entgegen nach der Tür, streckte mir die Hand entgegen, als ob er einen alten Freund begrüßte. Ich habe Ihren Brief gelesen und heiße Sie willkommen im Palast und in Athen. „Darf ich die andern Glieder unserer Gesellschaft vorstellen?“ fragte ich. „Wie Sie wünschen,“ sagte er. Schnell ging ich und holte die andern. Der Empfang der andern war ebenso herzlich. Wir brauchten nicht viel zu fragen, denn der König war der Fragende. Wann kamen Sie in Griechenland an und wie gefällt Ihnen unser Land? Unser Klima ist wohl verschieden von dem Ihrigen? Ihr habt Schneestürme in Amerika, die kennen wir hier nicht. Habt Ihr die Acropolis gesehen, und wie gefällt Euch das Stadium? Dann kam er auch auf Politik und lobte die Administration von Präsident Taft. Er versicherte uns auch, daß keine Gefahr sei für einen Krieg mit der Türkei. Dann zeigte er uns ein Gemälde seiner Eltern sowie seiner Gattin, und endlich verabschiedeten wir uns. Wir hatten viel mehr Zeit gehabt, als wir erwarteten.

Bei einer Gelegenheit vor etlichen Jahren wurde uns gesagt, sei der König Georg an Bord eines amerikanischen Touristenschiffes gekommen und vom Kapitän den Reisenden vorgestellt worden. Ein Passagier war übersehen worden, aber er ging darauf einfach auf den König zu, streckte ihm die Hand entgegen und sagte: „Mein Name ist X. — von Phildelphia, und wie mir gesagt wird, sind Sie König Georg von Griechenland.“ Lachend schlug der

König ein, ihm schien diese einfache Art der Vorstellung zu gefallen.

Abends fuhren wir zurück nach den Piräus, um die Nacht auf dem Schiff zu verbringen. Im Hafen von Piräus bestiegen wir die kleinen Dampfboote, die uns nach dem Schiff, das außerhalb des Wellenbrechers vor Anker lag, bringen sollte. Bis zum Leutturm ging auch alles gut, aber da angekommen, sahen wir schon eins von den Booten, die uns voraus waren, zurückkehren. Es wurde gemeldet, daß die See außerhalb des Hafens so hoch gehe, daß es unmöglich sei, nach dem Schiff zu gelangen, geschweige denn anzulegen. Ein anderes Boot machte den Versuch, aber kam auch bald zurück. Es war inzwischen finster geworden, und wir standen noch immer auf dem Steinfundament des Leuchtturms. Hellerleuchtet lag unser Schiff vielleicht eine halbe Meile vor uns. Kein Schwanken dieses Riesen verriet, daß die See so hoch ging. Endlich kam auch der Kapitän an. Er sagte, er werde selbst den Versuch machen, nach dem Schiff zu gelangen, um dann entweder das Schiff in den Hafen oder uns zurück nach Athen zu bringen. Nach einiger Zeit langte eine kleines Boot, von einigen Matrosen bemannt, vom Schiff an, und dieLeute berichteten,daß der Kapitän unter großen Schwierigkeiten und pudelnaß auf das Schiff gekommen sei, und daß wir zurück nach Athen sollten. Wir bestiegen wieder die Boote. In Piräus stand schon ein Zug bereit, und um 10 Uhr waren wir wieder in Athen. Werden wir zu so später Stunde noch Abendbrot bekommen? hörte man fragen. Aber es war schon alles arrangiert, und bald saßen wir bei Tische.

Am nächsten Tage sahen wir noch viele Sehenswürdigkeiten. Darunter den Turm der Winde, das alte Markttor, die Colonnade von Hadrian und das National-Museum. Um vier Uhr nachmittag verließ das Schiff den Piräus. Zurückblickend sahen wir in der Abendsonne die Acropolis mit dem Parthenon in Athen. Es bleibt immer weiter hinter uns, das Land der Helden, der Weisen und Denker alter Zeiten. Dort ist der Eingang in die Bucht von Salamis. Dort war es, wo im Jahre 480 v. Chr. die persische Flotte von 1,000 Schiffen ein Gefecht mit der griechischen Flotte hatte.

Abends hörten wir einen Vortrag von Rev. W. A. Knight. Ermüdet legten wir uns nieder mit dem Bewußtsein, daß die Erlebnisse der letzten Tage einen Platz in unserm Gedächtnis hatten, wo sie nie verwischen würden, und waren voller Erwartung, was der morgende Tag bringen würde, sollten wir doch morgen die Dardanellen passieren, und in Konstantinopel anlangen.

Die Schleier der Nacht beginnen zu weichen,
Die Sterne da droben, sie sind am Erbleichen;
Und bald kommt die Sonne, und ihr Licht uns enthüllt
Ein wunderschön, unvergeßlich Bild.
Zur Rechten, nicht ferne, ist Asiens Strand.
Und blaugrüne Berge durchziehen das Land.
Von mächtigen Festungen im Morgenwind sacht
Der Halbmond dort flattert und hält hier die Wacht.

Und vor uns der windende Streifen ins Land,
Die Dardanellen sind's, uns allen bekannt.
Es leben die Helden entschwundener Tage
Hier wirklich noch heute in Geschichte und Sage.

Und links das nahe Ufer, Europas Strand,
Und mächt'ge Kanonen schau'n drohend vom Land;
Auch hier weht der Halbmond, der Türke bewacht
Die Dardanellen bei Tag und bei Nacht.

Und hinter uns endlich, das bläuliche Meer,
Der sanfte Wind kräuselt die Fläche nicht sehr.
Auch unter Kanonen — ist's möglich hienieden? —
Kann schlummern die Ruhe, die Freude und Frieden.

Als ich am Morgen des 6. hinaus schaute, lag unser Schiff vor der Einfahrt der Dardanellen vor Anker. Die gelbe Quarantäneflagge war aufgezogen, ein Zeichen, daß wir die türkischen Gesundsheitsbeamten erwarteten. Auf den Hügeln zu beiden Seiten waren mächtige Festungen. Die Türken erlaubten keinem fremden Kriegsschiffe den Durchgang, und Handelsschiffe können auch nur bei Tage passieren, nachdem sie vorher, besonders der Cholera wegen, streng untersucht worden sind. Bald sahen wir eine Yacht vom Ufer abstoßen. Die türkische Flagge wehte darauf. Es waren die Gesundheitsbeamten. Schnell legte das Boot an. Erst kam der Lotse, dann die andern reichuniformierten Beamten mit rotem Fez an Deck. Fast orientalisch war die Begrüßung, die der Kapitän den Beamten zuteil werden ließ. Die Untersuchung dauerte nicht lange, indem sich die Türken mit der Versicherung des Schiffsarztes, daß keine Krankheit auf dem Schiffe herrsche, und, wie gemutmaßt, mit einem Trinkgelde zufrieden gaben. Die gelbe Flagge wurde herabgezogen, der Lotse ging an's Steuer, und bald war das Schiff wieder in Bewegung. Die Dardanellen, in die wir jetzt einfuhren, sind, wie die Leitbücher besagten, etwa 40 Meilen lang und von etwas weniger wie eine Meile bis zu vier Meilen breit.

An einer der engen Stellen war es, wo einst der persische König Xerxes mit seiner Armee auf einer Brücke von Booten übersetzte, um Europa einzunehmen.

Nachdem wir die Dardanellen passiert hatten, kamen wir in den sogenannten Marmara See (Marmormeer), der über hundert Meilen lang ist. Unsere Pässe wurden nun gesammelt, um bei der Ankunft in Konstantinopel den türkischen Behörden vorgelegt zu werden. Auch wurden uns Regeln und Ratschläge für die Zeit, die wir uns in der Türkei, Syrien, Palästina und Egypten aufhalten würden, zugestellt. Unter anderm wurde darin erwähnt, daß es ratsam sei, die ganze Zeit kein Wasser zu trinken, und als Ersatz hierfür wurde Mineralwasser, Bier und Wein empfohlen. Dies würde vielleicht auch hier in Amerika für einige keine allzugroße Strafe sein. Obst sollten wir auch nicht essen, außer wir könnten es abschälen.

Gegen Abend bekamen wir die Stadt Konstantinopel in Sicht. Erst schwach, dann immer deutlicher sahen wir die vielen Minarets; die Dome der Moscheen wurden sichtbar, dann das Häusermeer der Stadt. Alles war natürlich auf Deck. Das Bild an dem nahen Ufer wechselte beständig.

Vor uns lag die Bosporusstraße, etwas über eine Meile breit. Die Ahmed Moschee und die St. Sophia Moschee wurden uns gezeigt. An der asiatischen Seite waren die Gebäude, wo im Krimkriege die berühmte Florence Nightingale sich der Verwundeten und Kranken in wahrhaft christlicher Weise annahm.

Nachdem wir dieMündung des goldenen Hornes passiert hatten, ging das Schiff um 6 Uhr abends im Bosporus vor Anker. Der Kapitän gab uns den wohlgemeinten Rat, für den Abend auf dem Schiff zu bleiben, indem es in den schlecht erleuchteten Straßen abends gefährlich sei. Die meisten blieben also an Bord. Auf dem Schiffe wurde ein Ball in bunten Kostümen gegeben zu Ehren von Washingtons Geburtstag.

Fortsetzung folgt.

Teure Leser der Rundschau!

Dem aber, der überschwenglich tun kann über alles, das wir bitten oder verstehen, nach der Kraft, die da in uns wirket, dem sei Ehre in der Gemeine, die in Christo Jesu ist, zu aller Zeit, von Ewigkeit zu Ewigkeit! Amen, Eph. 3, 20. 21.

Obiges Wort hat sich auch hier bewährt. Es erforderte Mut, Bruder Barker hierher nach Gladwin County einzuladen, da es noch eine, zum Teil, neue Ansiedlung ist und manche Leute noch Mühe haben, selber durchzukommen. Aber der Herr hat über Erwarten gesegnet. Nicht nur waren Herzen willig, teilzunehmen an der Unterstützung der Waisensache in Armenien, sondern waren auch offen für das Wort Gottes, das von Br. Barker mit großem Nachdruck geredet wurde. Der Herr gab ihm Freimütigkeit, dasselbe in der Kraft und Beweisung des Geistes zu reden. Mögen unverwischliche Eindrücke geblieben sein!

Wir hoffen, der Herr wird das nötige Geld für das so dringend nötige Knabenheim in Everek geben, ehe Br. Barker im Oktober nach der Türkei zurückkehrt. Dann hätte die Anstalt auch eine Treibmaschine (Gasolin Engine) sehr nötig. Ob wohl jemand eine gute Maschine für diesen Zweck aufbringen könnte? Auch beten wir für einen deutschen Korrespondenten-

ten für das Werk daselbst, d. h. dort im Felde zu stehen als Mitarbeiter. Am liebsten hätten wir einen, der in Amerika eine gründliche Ausbildung in deutscher und englischer Sprache erhalten hat. Möchten die lieben Leser auch dieses große Bedürfnis als einen Gegenstand ihrer Gebete aufnehmen! Irgendwo hat der Herr jemand dazu bereiten lassen; stehet es doch geschrieben: „Bittet den Herrn der Ernte, daß er Arbeiter in seine Ernte sende." Sie senden zu können, muß er sie irgendwo — vielleicht ganz im Verborgenen — haben. Sie müssen herausgebetet werden. O, möge der Herr sich auch hierinnen offenbaren als Herr der Ernte in unserer kleinen Ecke, die wir jetzt noch nur in jenem großen Felde eingenommen haben!

Wir möchten allen teuren Lesern, die bisher so fleißig mitgeholfen haben, nebst Gott herzlich danken für ihre freundliche Mithilfe. Aber bitte, werdet nicht müde in der Fürbitte und Mithilfe, denn die Not und Bedürfnisse dauern fort. Herzlichen Gruß im Namen Jesu mit Jak. 1, 27. Für Jesus und seine Sache, —

P. E. Penner.

Vereinigte Staaten

Kansas.

Greensburg, Kansas, den 29. Juli 1914. Den Frieden Gottes und die schönste Gesundheit wünsche ich dem Editor und allen Verwandten und Lesern der Rundschau.

Lieber Schwestersohn, Jakob Penner, Samara, Rußland. Ich bin Onkel Abraham Schmidt und ich will dir einen kleinen Brief durch die Rundschau schreiben, um dich wissen zu lassen, daß wir noch unter den Lebenden sind. Dem Herrn sei Dank dafür! Das Wetter ist hier jetzt alle Tage heiß und mitunter ist es ziemlich windig. Die Ernte, welche hier dieses Jahr sehr lange gedauert hat, ist endlich vorüber. Der Weizen war so hoch im Stroh, daß es sehr schwer war und die Arbeit nur langsam ging. Auch hat es oft geregnet, so daß es nicht jeden Tag zu schneiden ging. Jetzt sind die Leute fleißig am Dreschen. Der Weizen gibt von 15 bis 30 Buschel vom Acre. Nun will ich etwas davon berichten, wie es uns geht. Ein mancher würde vielleicht sagen: Es geht uns gut. Etwas ist daran auch so; es geht uns jetzt besser, als vor mehreren Jahren. Wir haben 320 Acres Land in zwei Farmen. 160 Acres sind vier Meilen von der Stadt entfernt. Hier wohnen wir selbst. Das Land hatten wir an unsern Sohn Tobias verpachtet. Die andere Farm ist vierzehn Meilen von der Stadt und neun Meilen von uns ab. Dies Land hat unser jüngster Sohn Heinrich gepachtet und er wohnt darauf. Diese Farm ist $7,000 im Preise, und die, auf welcher wir wohnen, $10,000. Wir hatten dieses Land alles auf den dritten Anteil verpachtet und hoffen auf 1300 Buschel Weizen auf unsern Anteil. Das wird sich auch noch brauchen lassen, denn wir haben auch noch Schulden zu bezahlen. Unsere Wirtschaft ist jetzt nur noch klein. Sie besteht aus: 1 Pferd, 2 Kühe und ein paar hundert Hühnern. Und doch ist sie sozusagen noch zu groß für uns; denn wir beide sind nur allein und schon sehr schwach und kränklich, so daß wir oft kaum imstande sind, das Wenige zu besorgen. Letzten Winter, ich glaube, es war im Januar, an einem Morgen wurde ich plötzlich, als ich im Begriffe war im Ofen Feuer zu machen, vom Schlag getroffen, so daß ich eine Zeitlang im Bett zubringen mußte. Da dachte ich, meine letzten Stunden seien gekommen. Ich betete zum Herrn und sprach: Herr, wenn es dein Wille ist, so nimm mich in Gnaden an, denn nur aus Gnaden können wir selig werden. Aber der Herr hatte es mit mir anders vor. Er ließ mich durch seine große Gnade und Güte noch wieder soweit gesund werden, daß ich außerhalb des Bettes sein kann, wofür ich ihm auch sehr dankbar bin. Aber es rührt mich von Zeit zu Zeit immer wieder etwas an; ich glaube, es wird miteinmal so schlimm sein, daß es mein Ende sein wird. Mein Gebet ist, daß der Herr mich dann doch wachend finden möchte und mich einnehmen in seine Ruhe, wo keine Krankheit und kein Klagen sein wird.

So, lieber Jakob, nun werde ich schließen, sonst würde mein geringes Schreiben vielleicht noch zu lang. Nun bitte ich dich, schreibe uns doch einen langen Brief oder durch die Rundschau, wie es euch zurzeit geht und ob ihr alle gesund seid. Wir werden euch sehr dankbar dafür sein. Noch einen herzlichen Gruß an dich und deine liebe Familie, ebenso auch an meine liebe Schwester Sarah. Bitte, laß du doch auch mal von dir hören, wo du bist und wie es dir geht. Alle Verwandte und Bekannte grüßend verbleibe ich euer

Abraham J. R. Schmidt.

Hier ist auch die Adresse deines Bruders: „Fred Penner, Fairview, Oklahoma, R. 2, Major Co., North America."

Montana

Busby, Montana, den 26. Juli 1914. Werte Rundschauleser! Wir wünschen euch allen Gottes reichen Segen zuvor. Da wir so manches in der Rundschau finden von lieben Freunden, so will ich auch ein Lebenszeichen von hier geben. Wir sind noch immer in Busby, Montana, bei unsern Kindern Heinrich Neufelds, die auf der Missionsstation sind und unter den Indianern schaffen. Wir fuhren den 4. Mai von Dallas, Oregon, ab, um hier drei oder vier Monate zu bleiben. Mein Mann hat hier geholfen, Neufelds ihr Haus durcharbeiten. Als wir hier den 6. Mai abends ankamen, war es noch ziemlich kühl und den 11. Mai fing es noch an zu schneien. Es fiel noch fünf Zoll Schnee. Jetzt im Sommer ist es hier ziemlich heiß, aber die Nächte sind immer recht kühl, daß man immer schön schlafen kann.

Wie gesagt, unsere Kinder und Geschwister Lindscheids arbeiten unter den Indianern. Sie haben ein Versammlungshaus auf ihrem Hof, wo unser Schwiegersohn und Br. Lindscheid dann das Wort Gottes abwechselnd verkündigen. Einige von den Indianern sind auch sehr aufmerksam, andere dagegen geben nicht soviel drum, doch kommen sie fleißig zur Versammlung. Es haben sich auch schon einige bekehrt. O, möchten sich doch noch viele hingeben und sich bekehren. Es jammert uns recht sehr über das arme Volk; wenn man ihre Sitten und Gebräuche sieht, findet man es wirklich traurig. Auch sie haben eine unsterbliche Seele. Wir können sie recht lieben, wenn sie auch schmutzig sind. Sie sind aber auch liebend und zuvorkommend in ihrer Art.

Ich will hiermit deinen Brief beantworten, liebe Kousine Anna Kaufman. Unsere Kinder sind noch über 200 Meilen von Chinook, von der deutschen Ansiedlung. Wie teuer das Land ist, können wir nicht sagen. Von der Stadt sind unsere Kinder 35 Meilen ab, was sehr beschwerlich ist. Es freute uns, daß du, liebe Nichte, einmal an uns denkst. Ihr alle, auch Onkel und Tante Peter Engbrecht, seien Sie hiermit herzlich gegrüßt mit Psl. 71, 9. Ja der liebe Gott wolle Ihnen einen stillen und friedlichen Lebensabend schenken. Das wünschen wir Ihnen von Herzen.

Lieber Vetter David Balzer samt Familie, Talma, Texel! Wir haben euch auch noch nicht vergessen. Es freut uns immer, wenn wir von euch und eurer Freundschaft hören. Von dem Absterben Dietrich Klassens, des Vetters meines Mannes, haben wir mit Bedauern gelesen. Unser innigstes Beileid den Betroffenen. Obgleich wir uns nicht kennen, fühlen wir doch mit. Lieber Vetter David Balzer, berichte uns einmal, wo deine Geschwister alle sind. Wir bekommen von ihnen nichts mehr zu hören, außer wenn du einmal etwas durch die Rundschau bringst. Ja, wo sind all die lieben Freunde, und wo ist die Zeit wohl mit uns hingeeilt? Wir sind bald alt und müssen der Welt bald Abschied geben. Mancher ist schon hinüber gerückt ins Jenseits und wartet auf uns. O möchten wir doch alle bereit sein und unsere Lampen gefüllt haben mit Glaubensöl.

Vetter Jakob Harder, auch deinen Bericht haben wir in der Rundschau gelesen. Obzwar ich unbekannt bin mit euch, so interessiert es uns doch, etwas von so nahen Verwandten zu lesen. Bitte, schreibt recht oft, vielleicht bessern wir uns dann auch. Du, Vetter Jakob Harder, schreibst von den „Namen ausschreiben". Ja, ich denke auch so. Der volle Name sollte immer geschrieben werden, dann weiß man auch, von wem der Bericht kommt.

Ihr lieben Heinrich und Katharina Janzen, Hydro, Oklahoma, es freute uns, auch von euch so manches zu hören, auch das, daß du unsers Onkels Heinrich Harder erwähnst. Ob er auch die Rundschau liest? Wenn nicht, dann bitte ich ihn sehr zu grüßen mit Psl. 71, 9. Der liebe Gott schenke ihm ein frohes und seliges Lebensende. Liebe Freundin, schreibe nur fleißig für die Rundschau, uns interessiert es sehr, nur

bedauern wir, daß ihr eure Ernte verloren habt. Nun der liebe Gott weiß ja, was uns nützlich ist. Was machen wohl Jakob Janzens, Onkel H. Harders Kinder? Habt ihr unsern Brief, den wir von Oregon an euch schrieben, nicht erhalten? Bitte, laßt auch ihr von euch hören.

Nun komme ich auch zu Ihnen, liebe Tante Johann Beier, Mountain Lake, Minnesota. Warum sind Sie so schweigsam? Bitte, berichten Sie uns, wie es Ihnen geht! Vetter Cornelius Beier schrieb kürzlich in der Rundschau, was wir mit Freuden lasen. In Rußland ist Onkel Johann Ediger (wohl noch in Rudnerweide?); seit Vaterchens Tode hören wir fast nichts von ihnen. Von Onkel Jakob Ediger in Prangenau möchten wir auch wieder einmal einen Brief haben. Und Sie, lieber Onkel Jakob Balzer, Schardau, denken Sie vielleicht, wir haben Sie vergessen? O nein, wir sprechen oft von Ihnen allen dort. Als kleine Kinder haben wir Sie kennen gelernt und nun sind wir bald alt. Ja: Es eilt die Zeit, und wir, wir müssen mit ihreilen. Könnten wir nur bereit sein, um in die Arme Jesu zu eilen, wenn er uns rufen wird. Unsere Familie ist schon nur klein, haben nur noch Tochter Aganetha zuhause, und die ist seit dem 3. April auch schon über 15 Jahre alt. Die andern drei sind verheiratet. Wir gedenken, ausgangs August wieder zurück nach Oregon zu fahren, wenn es Gottes Wille ist.

Ich grüße zum Schluß alle Freunde und Rundschauleser mit Psl. 73, 23 bis 26. Hoffentlich rüttelt dies Schreiben noch manchen Freund auf, Nachricht zu geben. Somit verbleiben wir eure Freunde

Gerh. u. Margaretha Harder.

Oklahoma.

Hinton, Oklahoma, den 28. Juli 1914. Ich wünsche dem Editor und allen Lesern den Frieden, den die Welt nicht geben kann, aber auch nicht rauben kann.

Gewöhnlich werden die Berichten mit den Witterungsnachrichten begonnen und ich muß sagen, es geht nicht sehr schön, davon zu berichten; denn nach menschlichem Besehen, dann fehlt es notwendig an Regen. Aber der Herr wird es ja besser wissen. Man denkt dann: Wo wird die Rent (Pacht) her kommen, die doch ein jeder, der sein Land verrentet hat, verlangt und die ihm auch trifft. Wir Menschen können ja auch nur eine kurze Strecke vor uns sehen . Der Herr möchte uns Kraft geben, daß wir uns nur an ihn halten.

Nun möchte ich so ein wenig Umschau halten, zuerst in Montana, und sehen, wie es den neuen Ansiedlern dort geht. Wir sind ja auch noch immer benötigt um Land. Ich weiß nicht, hat J. J. Harms uns ganz vergessen? Mein Freund Mandtler auf Montana möchte mir einmal davon schreiben oder David Hübert. Das ist wohl Martin Hübert in Nebraska sein Bruder. Du versprachst ja, mich zu besuchen. Es sind schon bald zwei Jahre als du es schriebst. Dann möchte ich die Tereker in Canada aufsuchen. Ich glaube in Langham sind Heinrich Balzers von No. 1 und Daniel Gorzens von No. 7 vom Terek. Ich bitte euch, schreibt doch einmal an uns, wie es euch geht. Wenn die Benannten die Rundschau nicht lesen, dann sind die nächsten Nachbarn vielleicht so freundlich und geben es ihnen zu lesen. Einen Dank im voraus! Ich habe ja noch viel Freunde und Bekannte hier, weiß aber nicht wo sie wohnen, aber wenn jemand von ihnen sollte die Rundschau lesen, so ist er gebeten, an uns zu schreiben . Da ist in Kansas Tante B. Wartentin mit ihren Kindern. Wir grüßen sie herzlich und werden vielleicht bald einen Brief an sie schreiben. Es tut mir so leid, daß wir uns nicht von Angesicht sehen konnen.

Vetter Johann Enns, Ufa, ich dachte doch, du wurdest meinen Brief beantworten. Vielleicht ist sein Freund Neumann so gut und gibt ihm dies zu lesen, wenn er die Rundschau nicht selbst halt. Jetzt noch nach meinem gewesenen Wohnort am Terek. Gruß an alle Nachbarn, Freunde und Bekannte daselbst. Es möchten dort doch noch mehrere etwas hören lassen. Nachbar Balzer, nur mehr so geschrieben; es ist einem wichtig, von dort zu lesen. Auf Memrit habe ich auch viel Freunde. Ich weiß nicht, liest Peter Schröder auf der Ekonomie Shelannaja auch die Rundschau?. (Wir haben seinen Namen nicht auf der Leserliste. Ed.), wenn nicht, so sind die dortigen Leser wohl so freundlich, ihm dies mitzuteilen. Dank dafür! Wir haben an euch Briefe geschrieben und jetzt das zweitemal durch die Rundschau. Wir möchten von allen hören, ob sie noch alle leben und ob Großmama noch bei euch ist. Und dann möchte ich fragen, ob jemand weiß, wo Prediger Abraham Klassen sich aufhält? Er war Oekonom auf der Forstei Weliko-Anadol. Vielleicht ist jemand so gut und schickt mir seine Adresse, oder ihm kommt dies vielleicht selber zu Gesicht. Freund Klassen, wir haben uns in Liebe so oft besucht, und es würde mich freuen, wenn ich noch einmal einen Brief von dir bekommen könnte. Ich denke, antworten würde ich. Dann möchte ich Neuman in Alexanderwohl bitten, ob er mir Aufschluß geben wollte, über die Görzens. Sie war früher eine Heinrich Rogalsche. Ob die noch in Kleefeld sind? Und wo sind ihre Kinder? Hat Heinrich schon ausgedient? Vielleicht sind sie so gut und schicken mir ihre Adresse und auch Heinrich seine. Ob Witwe Wilhelm Schulz in der Krim unsern Brief samt dem Bilde erhalten hat? Wir warten sehr auf Antwort. Und in Likbuslaschi, ob dort die Rundschau einkehrt? (Wir haben dort nicht Leser. Ed.) Mein Vetter und Nichte Jokann Rokalsky sind dort hin gezogen. Ich möchte gern an euch schreiben, aber schickt mir erst die Adresse; ich weiß nicht, ob sie noch so ist wie früher.

Noch ein wenig an meine alten Nachbarn in Lustigstal. Seid alle herzlich gegrüßt . In der Hoffnung jetzt viel Briefe zu bekommen, schließe ich. Unsere Adresse ist: John H. Rogalsky, Hinton, Oklahoma, North America.

John H. Rogalsky.

Oregon.

Dallas, Oregon, den 26. Juli 1914. Werter Editor und Leser der geschätzten Rundschau, Gruß und Wohlwunsch zuvor! Weil ich aus meiner vielen Arbeit wieder herausgucken kann, will ich denn versuchen, einen kurzen Bericht einzusenden, um den lieben Editor auch in etwas an der Arbeit zu halten, sonst wird er am Ende noch schläfrig in diesen Tagen. (Besten Dank für die Arbeit. Ed.) War es aber warm hier in dem sonst so kühlen Oregon! Ich habe beim Heu Einbringen tüchtig geschwitzt. Wir haben es, Gott sei gedankt, bei guter Gesundheit und trockenem Wetter tun dürfen . Die Getreideernte ist auch schon in vollem Gange, und die Dreschmaschinen lassen schon ihr Pfeifen hören, ein Zeichen, daß auch sie schon an der Arbeit sind. Nachbar Franz Friesen gedenkt Mittwoch oder Donnerstag damit anzufangen. Der Ernteertrag wird in dieser Umgebung sehr verschieden sein. Manches ist sehr gut geraten, anderes dagegen sehr schwach. Ebenso wird es auch mit der Pflaumenernte sein.

Der Gesundheitszustand ist in der nächsten Nähe, soviel ich weiß, gut. Dem Herrn sei Dank dafür. Wir haben dieser Tage in unserm Heim auch lieben Besuch von California bewirten dürfen, nämlich Geschwister Braunen von Reedley, welche hier ihre betagte Mama und Geschwister besuchten und sonstige Geschäfte erledigten. Geschwister Braunen besitzen hier in Polk County, Oregon, noch eine ganz ansehnliche Farm, die ihnen noch immer einen ziemlichen Brocken abwirft.

Nun noch ein paar Worte an die lieben Schulbrüder in der mir nie aus dem Gedächtnis kommenden alten Heimat, Südrußland, wo ich bis zu meinem 19. Jahre mit manchen von denen, die jetzt hin und wieder für die liebe Rundschau schreiben, Freude und Leid geteilt habe. Nun ihr Lieben alle, die ihr euch meiner und des uns, wie ich sicher glaube, sehr lieben alten Lehrers Peter Dürksen noch erinnert, ein herzliches Dankeschön für die mir sehr werten Berichte, die ihr bis jetzt für die Rundschau geschrieben habt. Bitte, nicht nachzulassen, sondern wollen uns befleißigen, immer mehr Berichte einzusenden, um den lieben Br. Wiens an der Arbeit zu halten; denn Arbeit macht das Leben süß. (So ist's richtig. Ed.) Das wünscht uns allen euer aller Wohlwünscher,

Peter Neufeldt.

Canada.

Manitoba.

Winkler, Box 290, Manitoba, Canada. Werter Editor! Da ich vermute, daß jetzt in der drocken Zeit weniger Berichte einkommen, besonders von Manitoba, so denke ich, möchte ein kleines Schreiben von mir annehmbar sein. (Sogar willkommen, aber nicht nur jetzt. Ed.)

Erstlich berichte ich, daß wir hier schon eine lange Zeit eine große Hitze haben, infolge welcher die Felder teilweise beinahe reif sind zum Schneiden, teilweise schon geschnitten sind. Gerste und Roggen sind teils schon gedroschen.

Ich machte im Juni eine Rundfahrt nach Swift Current und dem Nordwesten bei Rosthern und Hague herum, wo ich von vielen Freunden und Bekannten ein liebevolles Entgegenkommen zu verzeichnen habe; auch wurde ich willig weiterbefördert, wo es not tat. Ich danke für alles empfangene Gute. Mögen die lieben Freunde auch mir gelegentlich einen Gegenbesuch abstatten.

Lieber Vetter Peter Schultz, Post Nikolaipol, Gouv. Jekaterinoslaw, Süd-Rußland! Als ich von einer über drei Wochen langen Besuchsreise nachhause kam, wurde ich durch dein kleines Schreiben in der Rundschau vom 15. Juli ganz besonders überrascht. Ich hatte schon lange darnach in der Rundschau gesucht. Sieh, lieber Vetter, was ich durch Schreiben nicht erreichen konnte, habe ich durch Stillesein erreicht. Hätte ich nur fleißig geschrieben, dann hättest du kein Bedürfnis gehabt, zu schreiben, sondern hättest ruhig gelesen und fein stille geschwiegen, und ich hatte doch dem Editor versprochen, daß von dir hin und wieder ein Bericht für die Rundschau kommen werde. Aber ich stimme dir vollkommen bei: So geht es nicht; das muß noch anders kommen. Fange nur an, fleißig aus eurer Umgebung für die Rundschau zu schreiben, wie auch über die Umstände in ganz Rußland. Das würde auch mich und andere mehr zum Schreiben antreiben. Auch kannst du bald auf einen langen Brief von mir hoffen, in welchem ich meine Rundreise im Nordwesten umständlicher beschreiben werde, und wo du allerwärts mit beigewesen bist, zwar in meiner Handtasche. Es wäre vielleicht auch anders möglich, oder ist alle Hoffnung darauf vergebens?

Grüße alle deine Brüder, Bekannte und Freunde.

Jakob und M. Friesen.

Rußland.

Silberfeld, Sibirien. Werter Editor! Ich muß endlich doch einmal etwas berichten. Möge dies dich bei guter Gesundheit antreffen. Ich lese die Rundschau; ich habe darum geschrieben und erhalte sie auch und finde darin viel, was mich erfreut. Weil ich da so viel finde von Freunden, ja sogar Brüdern und Nichten, so freut sich mein Herz, wenn schon ich selbst der großen Armut wegen nicht schreiben kann; denn es kostet ja immer 12 Kopeken. Das ist zwar nicht viel, wenn die aber nicht sind, dann geht es nicht.

Der Winter ist bis Weihnachten nicht so sehr strenge gewesen, nach Weihnachten war aber mehr Frost und ziemlich viel Schnee, so daß man nicht immer bis zum Nachbar sehen konnte. Es ist jetzt aber schon anders, denn gleich nach Ostern konnten wir schon anfangen zu pflügen. Der Gesundheitszustand ist jetzt so ziemlich befriedigend. Im Winter hat der Herr auch hier eine manche Lücke gemacht durch Scharlach und Diphtheritis. Es waren viel Kinder krank und fünf von ihnen sind gestorben. Ebenso sind auch zwei Mädchen im Alter von 20 Jahren gestorben, jedoch nicht an der Krankheit, sondern eine an Wassersucht und von der andern weiß ich die Krankheit nicht anzugeben. So gibt es ja verschiedene Krankheiten im Irdischen und auch im Geistlichen. Ich bin selber nicht gesund; in Sibirien kränkelt es überall, d. h. im Barnaulschen und Pawlodarschen. Aber Gott kann's machen, daß die Sachen gehen, wie es heilsam ist.

Jetzt möchte ich euch noch bitten, weil ich dem Herrn schon alles gesagt habe —, euch allen, die ein Herz für Bedürftige haben, euer Herz erweichen zu lassen. Daß die Armut auf manchen Stellen in Sibirien sehr groß ist, hat schon ein mancher bemerkt, und das ist auch bei uns der Fall. Als wir vor fünf Jahren herzogen, hatten wir uns 100 Rubel zum Herziehen geborgt. Dann sollten wir die 400 Rubel Mithilfe (von der Mutterkolonie) haben. Wir bekamen die auch. Dann kauften wir uns zwei Pferde und eine Kuh, die Pferde zu 85 und die Kuh zu 31 Rubel. Wir gaben die hundert Rubel ab und kauften uns das Nötigste im Hause und bauten eine kleine Hütte. Darüber war das Geld verbraucht. Darauf nahm der Herr uns die Kuh und auch beide Pferde. Dann fragten wir: Herr, warum? Kein Kapital hatten wir. Dann denkt euch, ihr Lieben, wie uns zu Mute war.

Ich habe dort noch zwei Brüder, Peter und Jakob Gräwe, von welchen ich in der Rundschau gelesen habe, auch einen Onkel und eine Nichte, vielleicht auch noch mehr, ich weiß nicht gut. Ich bitte euch alle, ihr möchtet uns nach eurem Vermögen etwas mithelfen; denn unsere Familie ist sehr arm und kränklich.

Aber eines freut uns doch, daß wir, wenn wir aus dieser Welt gehen werden, wir dann nicht mehr so arm sein werden. Hier können wir nicht unsern Acker so bestellen, daß wir für den Leib die Nahrung haben, aber das Herz dürfen wir für die Ewigkeit zubereiten, denn der Herr schenkt Gnade. So wollen wir denn eilen und gehn den Weg mit Freuden.

Nun wünsche ich zum Schluß noch allen die schöne Gesundheit an Leib und Seele und grüße euch mit Psl. 41. Der Herr wolle es mit seinem Segen begleiten. Auf Wiedersehen!

Isaak und Maria Gräwe.

Unsere Adresse ist: Dorf Silberfeld, Postkosten No. 23. Wol. Slawgorod, Kreis Barnaul, Gouv. Tomsk, Russia. Isaak Gräwe.

Treu bis in den Tod!

Spanien, einst das reichste Land der Welt, ist durch den Krieg mit Amerika vollständig seiner Kolonialbesitzungen beraubt worden. Ein Gottesgericht ist über das Land hereingebrochen — die Folgen des Fluches, der auf diejenigen lastet, welche die Kinder Gottes unterdrücken und verfolgen.

Im Anfange des 16. Jahrhunderts, gehörte unter Philipp dem Zweiten, dem Sohne Karls des Fünften, Flandern zu Spanien, und in vielen flämischen Städten hatte eine große Anzahl Leute die römische Kirche verlassen, was dem bigott katholischen König mißfiel. Deshalb sandte dieser blutgierige Tyrann den Herzog von Alba einen durch seine Grausamkeiten berüchtigten Mann, und gab ihm Vollmacht, die Reformation in jenem Teil des Landes zu unterdrücken.

Der Herzog von Alba nahm mit sich ein schreckliches Inquisitionsgericht und tausende von Spionen, die ihm die Personen verrieten, die unter dem Verdacht standen, der Reformation anzugehören.

Jeder gefangen genommene Prediger wurde zu Tode gemartert. Wem nachgewiesen werden konnte, daß er das Wort Gottes lese, der wurde geknebelt, erwürgt, gehängt, verbrannt, ertränkt, zerrissen oder lebendig begraben, je nach der Willkür des grausamen Herzogs.

Einst erfuhr er, daß der Bürgermeister der schönen flämischen Stadt Brügge eine Bibel besitze. Sofort schickte er einen Boten hin, — einen jener sogenannten heiligen Männer, die unter priesterlichem Gewande eine Teufelsseele bargen — einer jener elenden Mönche, welche sagten, sie seien der Welt und ihrer Lust abgestorben und nur Gott und frommen Werken ergeben, aber in der Hand der Inquisition zu furchtbaren Menschentreibern wurden, indem sie durch teuflische Schlauheit und List die dem Tode geweihten Ketzer ausfindig machten.

Der Mönch meldete sich beim Bürgermeister.

„Wer sendet euch?" fragte dieser.

„Der Herzog,"

Dieser Name erzeugte Entsetzen. Alle Anwesenden erbleichten.

„Was wollt ihr?"

„Wissen, wer hier die Bibel liest"

„Ich lese sie nicht", erklärte der Bürgermeister.

„Ich auch nicht," sagte sein Weib, hier wird die Bibel nicht gelesen."

„O doch! jemand in diesem Hause liest die Bibel! laßt alle herkommen."

Eltern und Kinder, Diener und Mägde kamen herein und stellten sich der Reihe nach in dem weiten Saal auf. Alle bebten und warteten leichenblaß auf die Untersuchung des schrecklichen Todesboten.

Er forschte und stellte jedem die Frage: „Bist du es, der die Bibel liest?"

Und seine Augen bohrten sich gleich denen eines Raubvogels bis in das Innerste der Seele.

„Nein, nein!" lautete die Antwort.

Wer hätte auch gewagt „ja" zu sagen? „Ja" sagen, das hieß soviel als Gefängnis, Ketten und Tod.

Er fuhr dennoch fort, weiter in der Runde zu fragen.

Fortsetzung auf Seite 12.

Die Mennonitische Rundschau

Herausgegeben vom
Mennonitischen Verlagshaus
Scottdale, Pennsylvania.

Entered at Scottdale P. O. as second-class matter.

Erscheint jeden Mittwoch.

Preis für die Ver. Staaten $1.00; für Deutschland 6 Mark; für Rußland 3 Rbl.

Alle Korrespondenzen und Geschäftsbriefe adressiere man an:

C. B. Wiens, Editor.
SCOTTDALE, PA
U. S. A.

12. August 1914.

— Wir haben diesmal eine englische Anzeige für unsere englischlesenden Leser; bitte, sie nicht zu übersehen!

— An der Knappheit der Berichte sehen wir, wie beschäftigt die Farmer gegenwärtig sind. Wir können ihnen nicht helfen bei der schweren Arbeit, wollen aber jedem von ihnen Gottes Segen und Beistand wünschen und erbitten!

— Seid böse, ihr Völker, und gebet doch die Flucht. Höret ihr es alle, die ihr in fernen Landen seid: Rüstet euch und gebet doch die Flucht! Beschließet einen Rat, und werde nichts daraus. Beredet euch und es bestehe nicht; denn hier ist Immanuel. Jes. 8, 9. 10.

— Die Ernteaussichten waren lange Zeit sehr hoffnungsvoll, aber in der letzten Zeit, kurz vor der Reife des Getreides, haben sie sich bedeutend verschlechtert, so daß mancherorts mit der Hoffnung auch wohl der Mut tief gesunken ist. Wir und wohl alle, die da wissen was es bedeutet, wenn die besten Hoffnungen in Nichts zerinnen, fühlen mit.

— Gerade war Rußland daran, seinen Untertanen eine Gunst zu erweisen, da kommt der unselige Krieg. Es hieß nämlich, die Regierung plane die Abschaffeng der kostspieligen Pässe und verschiedener bisheriger Auswanderungsverbote. Die Pässe sollten durch einfache Erlaubnisscheine ersetzt werden, die nur zehn Cents kosten. Wahrscheinlich werden die Sorgen des Kriegs diesen wie viele andere Pläne in den Hintergrund drängen, wo sie möglicherweise in Vergessenheit fallen.

— Die ganze Welt ist krank. Jedermann weiß, daß Friede ernährt, aber Unfriede verzehrt, und doch: wer kein Kind des Friedens ist, bleibt nicht frei vom Streit. Alle behaupten sie, daß sie den Frieden wollen, daß sie der Erhaltung desselben viele und schwere Opfer gebracht haben; selbst Frankreich, welches seit seinem letzten großen Hader mit Deutschland fortwährend nach Rache geschrien hat, will jetzt nie etwas anderes als den Frieden gewünscht haben. Und doch, sobald die Kriegstrompete den ersten Ton gegeben hat, erschallt das Kriegsgeschrei von aller Munde. Die Welt ist soweit vorgeschritten, daß sie den Segen und die Daseinsberechtigung des Friedens erkennt und anerkennt, aber sie muß zugleich zugeben, daß er etwas ihr Fremdes ist und bleibt.

— Heute, wo es mehr als bloß angenehm warm ist, sind wir weniger geneigt, dem Plan einiger Leute beizustimmen, die vorschlagen, durch einen Riesendamm auf einer flachen Stelle des Ozeans den aus dem Norden kommenden kalten Labradorstrom in die Tiefe des Ozeans zu verbannen, damit er seine Kälte in Zukunft nicht mehr an die über ihn hinwegstreichende Luft abgeben kann, welche dann über das Festland streicht und dort alles in Eis und Schnee erstarren läßt. Doch im Winter möchten wir wohl die Ausführung dieses Planes gutheißen, besonders, wenn man uns überzeugen könnte, daß die Ausführung möglich und die Folgen so segensreich sein würden, wie behauptet wird: Kein Eis am Nordpol, Sibirien ein Lustgarten; auf dem Ozean keine Eisberge mehr, an welche Dampfer anstoßen und sinken. — Aber das menschliche Herz bleibt voll Unruhe trotzdem.

— Der Krieg ist erklärt, lauten die Berichte von Europa. Welche Folgen dieser Krieg haben wird, kann nicht vorhergesagt werden. Sollten wirklich alle Länder, die sich jetzt für berufen halten, auch ein Wort mitreden zu müssen, in den Krieg verwickelt werden, dann, so wird allgemein angenommen, sind die Aussichten für die Zukunft schwarz und dunkel. Manche Christen fragen sich im Blick auf die gegenwärtige Lage, ob dies wohl der letzte allgemeine Streit werden möge, dem das Ende der Welt folgt. Allerlei Mutmaßungen werden laut; aber Gott allein weiß, was die Zukunft bringen wird. Für die Kinder Gottes ist es eine Mahnung an die Worte ihres Meisters, zu wachen und bereit zu sein; aber auch nicht zu verzagen, sondern ihre Häupter aufzuheben. Ihre Erlösung naht, mag es auch nicht heute oder morgen sein, so kommt der Tag ihrer Erlösung doch immer näher. Welch ein Trost, den zum Vater zu haben, dem sich endlich alles beugen muß.

— Es ist gefragt worden, was wohl das Los unserer Brüder, der Mennoniten in Rußland sein werde, wenn der Krieg zwischen Rußland und Deutschland zur Tatsache geworden sei. Das ist eine Frage, die kaum jemand im Voraus zu beantworten imstande sein dürfte. Wir hoffen, daß durch Gottes Gnade ihnen auch in Zukunft der Schutz der russischen Regierung zuteil werden wird, denn diese hat oft Gelegenheit gehabt, sich davon zu überzeugen, daß die Mennoniten zu ihren treuesten Untertanen gehören, und hat dies selbst oft angedeutet. Bange mag ihnen wohl werden, besonders wenn die Regierung durch eine Revolution im Innern die Gewalt über die Massen zeitweilig verlieren sollte. Unser Volk nimmt überall eine Sonderstellung ein und wird kaum irgendwo die allgemeine Gunst des Volkes genießen. Besonders in Kriegszeiten wird ihre Stellung den Neid und Haß ihrer Gegner schüren und ihnen zu Verdächtigungen eine passende Handhabe bieten. Doch wollen nicht vergessen, daß kein Haar von unserm Haupte fällt ohne unsers Vaters Willen.

— Die Evangelische Zeitschrift fragt in einer ihrer Nummern: „Ist es einem Arzt gestattet, eine Person, die nach seiner Ansicht von einer unheilbaren Krankheit befallen ist, durch schmerzloses Verfahren mittels Gift von ihren Leiden zu befreien? und antwortet darauf mit folgender Geschichte: „In 1912 veröffentlichten Tageszeitungen die Geschichte von einer Frau, die an einer Krankheit litt, welche die Aerzte für unheilbar erklärten. Die Frau flehte die Aerzte an, sie möchten doch die Erlaubnis dazu erwirken, daß man sie durch eine schmerzlose Tötung von ihren unsäglichen Qualen erlöse. Aerzte und manche Journalisten entschieden sich dafür. Nun hat es sich zugetragen, daß eben jene Frau vollständig genesen ist! Dieser Fall macht die ganze Theorie, daß wir Menschen in gewissen Fällen ein moralisches Recht dazu hätten, unsern Mitmenschen den Tod zu geben, null und nichtig." Wir denken nicht, daß viele Leser dem Gedanken, unserm Schöpfer durch Zerstörung des Lebens vorzugreifen, Raum geben werden; aber wir machen darauf aufmerksam, daß die Wissenschaft nicht unfehlbar richtig und die Gelehrtesten noch lange nicht vollkommen sind. Wir streben nach Erkenntnis, beten aber die Wissenschaft nicht an.

Aus Mennonitischen Kreisen.

Pred. Peter Görz, Inman, Kansas, schreibt am 31. Juli: „Gegenwärtig ist es hier sehr trocken und schrecklich heiß. Der Viehweide, des Heugrases und des Corns wegen ist Regen sehr nötig. Der Gesundheitszustand läßt zu wünschen übrig."

P. H. Kröker schreibt am 30. Juli: „Es ist sehr trocken und heiß. Das zurzeit eingesäte Getreide ist ziemlich gut. Meine Adresse ist ferner: „Korn, Montana," da ist ungefähr 20 Meilen im Norden von Clinook. Grüßend, P. H. und E. Kr."

David Dück, Gouldtown, Saskatchewan, berichtet am 20. Juli: „Es ist jetzt sehr warm. Das Getreide sieht nicht sehr; es wird diesmal wohl nicht eine gute Ernte geben. Hin und wieder gibt es hier auch

noch mal eine Hochzeit. Wir waren Dienstag, den 14. auf einer solchen bei unsern Nachbarn Isaak Hildebrands. Ihre Tochter Margaretha und der Junggeselle Johann Gerbrand haben sich die Hand für's Leben gereicht. Einen Gruß an Editor und Leser von D. und Sarah Dücken."

Missionar Johann Schmidt schreibt: „Wir möchten allen Geschwistern und Freunden kundtun, daß unsere Adresse künftig wie folgt lautet: Shan Hsien, Shantung, via Shanghai, N. China. — Auch möchten wir bitten, daß sich die Rundschau und der Zionsbote dies merken und so adressieren. (Wir haben die Aenderung auf der Rundschau gemacht und danken für die Nachricht. Ed.) Wir sind, dem Herrn sei Dank, so mäßig gesund. Gestern hatten wir nach einer langen Dürre einen schönen Regen. Dem Herrn sei Dank für alle Liebe zu uns und diesem Volk. Es ist noch viel zu tun für Jesum: Wer will helfen ? In Liebe alle Lieben herzlich grüßend, Johann und Maria Schmidt."

Peter Neumann, Großweide, Taurien, Rußland, berichtet am 6. Juli: „Zuvor einen Gruß an alle, die dieses lesen. Mein Bericht wird diesmal nur kurz, denn die rechte Hand zittert stark. Es ist nicht immer so. Wir sind schon in der Dreschzeit, und wird auch sehr geschafft, wenn der Regen nicht hindert. Ich will nur von Sterbefällen berichten, welche schon im halben Juni geschehen. Da ist in Pordenau der Prediger der Brüdergemeinde, Johann Dück, gestorben und zwar am Hochzeitstage ihrer Kinder, und sein Bruder Peter Dück, der lange im Orloffer Krankenhaus war und eine sehr schwere Operation überstanden hat, war schon soviel gesund, daß er seinen Bruder besuchte, ja auf seinem Begräbnis sein konnte. Endlich, endlich muß es doch mit der Not ein Ende nehmen, d. h. im Zeitlichen . So ist es auch mit unserer Nachbarin Frau Jakob Klaßen, die so schwer am Krebs litt, geworden. Sie sehnte sich und verlangte auch sehr nach einem seligen Ende, was ihr auch geworden ist. Erst hörte alles auf: Essen, Schlafen, Sprechen und teilweise auch das Sehen, nur das Bewußtsein nicht. — In dieser Zeit der Maschinenarbeit geschehen mehr Unglücksfälle. Dem Franz Funk, Mariawohl, wurden die Pferde scheu und gingen mit dem Binder durch einen Hohlweg. Er sprang vom Stuhl und brach ein Bein. Es wurde auch zurecht gemacht, er hatte aber zu viel Blut verloren und mußten sterben. Es war große Trauer in der Familie. Die Frau ist Abr. Penners Tochter, Rudnerweide. Unsere amerikanischen Geschwister erwarten wir kommende Woche. Sie sind solange in der Krim bei den Geschwistern gewesen. Ich wollte ihnen entgegen fahren. Mama bekam Blutsturz, somit ging es nicht. Es ist aber, Gott sei Dank, wieder besser. Gruß besonders an euch, liebe Kinder. Briefe kommen später. P. Neumann."

Mission.

Teure Freunde und Geschwister. Zuerst möchten wir an dieser Stelle Allen, die bisher durch treue Fürbitte und Gaben unser und unserer Arbeit gedacht haben, recht herzlich danken und daran erinnern, daß der Herr der Ernte seine Verheißungen sicher einlöst und weder Gebet noch die kleinste Gabe unbelohnt lassen wird. — Möge diese Gewißheit uns allen ein Ansporn sein, auch fernerhin nicht müde zu werden, in Treue und Gehorsam auf die Winke des Herrn zu achten. Was Er Euch sagt, das tut — Ja auch heute noch liegt das Geheimnis der Wunder im Glaubensgehorsam. —

Wenn Er uns sagt: Werfet Euer Netz aus, gerade dorthin, wo bisher menschliche Kunst nie etwas fing, so dürfen wir gewiß sein, daß auf sein Wort hin unser Netz sich füllt. — Wenn er uns sagt: „Gehe hinaus nach China und Afrika, gehe hinein in die Türkei, nach Armenien, dort brauche ich Arbeiter, meinen Weizen in die Scheune zu sammeln," Freunde, gehen wir im Glaubens-Gehorsam „sicher wird die Ernte sein", auch wenn unser Auge weiter nichts als hartes, ungepflügtes und unbesätes Land sieht.

Ja nur der Glaubens-Gehorsam macht uns fähig, auch hier in der Türkei auszuharren, nur im Blick auf das Unsichtbare gewinnen wir Mut und Kraft, im Kampf nicht zu ermüden, nur wenn unser Glaubensauge auf den Sieger von Golgatha gerichtet bleibt, dürfen die wahrlich dunkeln Wolken am Horizont der Türkei unsern Weg nicht so verdunkeln, daß wir ungewisse Tritte tun müssen. —

Die erneute Kriegsgefahr in der Türkei ist durch die täglichen Blätter den Lesern sicherlich besser bekannt, als uns hier auf unserm weltabgeschlossenen Arbeitsplatz, und fühlen wir uns fast versucht zu fragen: Was denken Sie, wird das Unwetter noch einmal vorüber ziehen — oder wird es sich wieder über das arme türkische Reich entladen und dann den Jammer und die Not vermehren? —

Doch auch wir können etwas berichten, was uns fast zu mehr Sorge veranlaßt, als das an einem Faden über dem Haupte hängende Kriegsschwert.

Es gährt in der Bevölkerung, beides bei Türken und Armeniern, denn die Steuer-Lasten werden von Tag zu Tag erdrückender. — Ja man sagt, daß es unter Abdul Hamids Wirtschaft leichter gewesen sei, das tägliche Brot zu finden als jetzt unter der gerühmten, vielverheißenden neuen Regierung. —

Nur einige Beispiele mögen folgen. — Die Läden der Kaufleute sind alle eine Art Schuppen ohne Vorderwand, also offen und so reiht sich auf dem Markte Laden an Laden in dem der Kaufmann den ganzen Tag zubringt. Um nun sich und die Waren vor der versengenden orientalischen Sonne etwas zu schützen, sind von einer Seite der Straße zur andern und somit auch von einem Laden zum gegenüberliegenden Drähte und darüber Schilfmatten angebracht. — Nun kam der Befehl, daß alle Sonnenschutzvorrichtungen weggenommen werden müßten und Jeder, der nun diesen so nötigen Sonnenschutz genießen will, habe dafür eine monatliche Steuer von 7 Piaster (1 Piaster — 18 Pfg.) zu zahlen, wiewohl die Vorrichtung aus der eignen Tasche bezahlt werden muß. — Neben der hohen Warenversteuerung also wieder eine Steuer mehr. — Jede Eselslast Ware, die bei einem Kaufmann auf oder abgeladen wird, ist mit 2 Piaster versteuert. — Jeder der hier in dem Lande ohne Verkehrsmittel und Wege ein nötiges Zug oder Lasttier hält, einen Esel, Ochsen, Büffel oder Kamel, hat hohe Steuern zu zahlen, z. B. wird für ein Pferd eine monatliche Steuer von 10 Piaster verlangt und nebenbei noch eine Abgabe für jede Last Futter des Pferdes. — Ebenso steht jede Kuh, Ziege oder Schaf unter Steuer. Der arme Holzfäller, der den ganzen Tag mit seinem Esel und der Axt für wenige Piaster umherzieht, hat auch davon noch von jeder Last Holz Steuer zu zahlen. — Kurz, alles steht unter hohen Steuern und macht die Existens der Bevölkerung unendlich schwer.

Handel und Gewerbe wird anstatt gehoben, durch unglaubliche Steuern unterdrückt. So hat ein Meister irgend eines Handwerkes, ohne Ladenbesitz neben vielen andern hohen Steuern nur für den Meistertitel 10 — 25 Piaster zu zahlen. Daß unter solchen Verhältnissen die Preise von Tag zu Tag erschreckend steigen, braucht kaum gesagt zu werden und wenn es für den biedern, fleißigen Arbeiter und Handwerker recht sauer wird, seine Familie zu ernähren, wo bleiben da die ungezählten Armen, ohne jeden Beruf? Nicht weil sie keine Arbeit finden, da sie kein Geld haben, irgend eine Arbeit anzufangen, denn hier heißt es nicht, Arbeit bringt Geld, sondern Arbeit kostet Geld. — Deshalb nagen an so vielen Orten unzählige Familien am Hungertuche, deshalb geht es in der Türkei stets bergab, deshalb verliert das Volk den Lebensmut.

Daneben kommt noch der Militärzwang, der die Söhne von 18 Jahren an bis zu den Familienvätern von 30 Jahren erbarmungslos aus der Arbeit reißt. Wer Geld hat, kann sich loskaufen und auch das ist sehr oft nur eine schöne Hoffnung, denn wie oft geschieht es, daß nach Zahlung von 50 £ und mehr, £ — 18.50 dennoch der Losgekaufte 3 Jahre dienen muß, was in der türkischen Armee schwerer ist und mehr bedeutet als 6 Jahre in der geordneten deutschen Armee.

Teure Freunde, wenn auch diese neuen Gesetze noch nicht in volle Kraft getreten sind, so wird doch schon mit allerlei der Anfang gemacht und jeden Tag erwartet man das letzte Wort. Da werden Sie bei diesen Schilderungen verstehen, wenn bei uns unwillkürlich die Frage aufsteigt: Was können wir für die Zukunft unserer heranwachsenden Waisenknaben tun? — O nur gut, daß der treue Vater der Waisen stets Rat weiß und fähig ist, zu sor-

gen. — Nur gut, daß er es ist, der immer wieder Hilfsquellen entspringen läßt, oft gerade dann, wenn es scheint, als ob alle Wasser versiegen wollten.

Freunde, nicht wahr? Sie alle wissen sehr wohl, was es kostet, die Söhne und Töchter zu erziehen, ihnen Nahrung und Kleidung zu schaffen und ihre Zukunft durch passenden Erwerbszweig zu sichern. Deshalb werden Sie uns auch verstehen, wenn wir sagen, daß die Pflegegelder für unsere über 200 Kinder nicht mehr ausreichen, bei den stets steigenden Preisen und wir mit Recht bitten: Unser Vater, gib uns unser täglich Brot. Gottlob, bisher hat er es getan, indem er immer wieder Herzen und Hände willig machte, uns helfend unter die Arme zu greifen, deshalb wollen wir Ihn auch ferner durch Vertrauen ehren.

Nun sind unsere Kinder in den Ferien — vielleicht für manche recht hungrige Ferien, doch das trägt dazu bei, den Segen des Waisenhauses besser verstehen und höher schätzen zu lernen. — Auch bei Euch hat wohl schon die Zeit der Erholung und Ferien angefangen, die so wohltuend auf Leib und Geist wirkt. — Wir freuen uns, daß manche in der Heimat solche Zeit genießen dürfen und möchten wir bitten, gerade in der schönen Ferienzeit unser recht zu gedenken, die wir dieses Vorrecht nicht haben können, weil die Arbeit uns bindet. Doch wir tun es ja so gerne. —

Auch unsere Kassen-Einnahmen scheinen leider ihre Ferien angetreten zu haben, und das möchte unsern Buchhalter mit Sorge erfüllen, denn er sieht daß die Ausgaberubrik gerade jetzt ihre Hauptsaison hat, denn jetzt beginnt die Zeit der „Sachre" d. h. Wintervorrats-Bereitung. Da wird der Weizen gekauft, gewaschen, gekocht und in der Sonne getrocknet und so manches andere. Auch muß jetzt das Mehl, die Kartoffeln, Erbsen, Linsen und was es sonst noch hier gibt, für den ganzen Winter, bis zum nächsten Sommer eingekauft werden und wehe, wer dazu kein Geld hat, der muß später doppelte Preise zahlen, oder gar hungern.

Nicht ward, liebe Freunde, da können Sie verstehen, daß unser Buchhalter die Ferien in den Einnahmen nicht sehr freudig begrüßt? denn in diesem Jahre ist wieder alles viel teurer als in vergangenen Jahren, — doch unsere lieben Kinder kommen nach zwei Monaten mit dem gleichen Appetit in ihr Heim zurück, und sicherlich sind wir Gott recht dankbar, wenn sie alle gesund sind und tüchtig essen können.

Wir hoffen, daß in den Ferien mancher liebe Freund und Beter Zeit gewinnt, diesen „offenen Brief" an alle, die zeitweise von uns zu hören wünschen, mit Interesse zu lesen und vielleicht bleibt auch noch etwas in Ihrer Ferienkasse zurück, was Sie dann sicher mit Freuden unserer Sachrekasse einverleiben, nachdem Sie nun wissen, daß dieselbe nun ihre Hauptarbeit beginnen soll. —

Was wir tun können, ist nicht mehr, als die Mutter Jesu auf der Hochzeit zu Kana tat. Im Vertrauen zeigte sie Jesu die leeren Krüge und im Glauben sagte sie den Dienern: Was er euch sagt, das tut. — Freunde, Gottes Wort zeigt uns daß Marias Vertrauen nicht beschämt und ihr Glaube reichlich belohnt wurde, deshalb wagen wir es, dem treuen Herrn unsere leere Kasse zu zeigen und mit Maria möchten auch wir unsern lieben Freunden zurufen: Was er euch sagt, das tut.

Freundliche „Sachregaben" nimmt für uns gerne entgegen die Redaktion dieses Blattes, oder Mr. J. M. Snyder, Berlin, Ont., Box 763, America, und Herr Heinrich Günther, Post Orlowo, Ohrloff, Taurien, S. Rußland.

Nachdem ich nun wieder aus Hadjin zurückgekehrt bin, wird die Korrespondenz in Zukunft von hier aus erledigt und erbitten wir Briefe u. s. w. nach Everek-Develou.

Im Herrn und in Seinem Dienste verbunden grüßt herzlich im Namen Aller, Ihre

Norah M. Lambert.

Fortsetzung von Seite 9.

„Ja!" antwortete eine Magd, ja ich lese die Bibel!"

„Es ist nicht wahr", sagte der Bürgermeister.

„Es ist ein Irrtum!" rief die Frau aus, „Sie hat vielleicht eine Bibel, aber sie liest sie nicht; sie hat sie vielleicht anderswo gelesen, aber gewiß hier nicht." Und mit flehenden Gebärden stürzte die edle Frau auf das liebe Mädchen, aber dieses hatte seine ganze Ruhe wiedergewonnen.

„Ich habe die Wahrheit gesagt", fährt es fort, „ich besitze eine Bibel, ich lese sie und sie ist mir über alles wert."

Diese Magd war noch keine achtzehn Jahre alt. Sie hieß Weynken van Renesse. Ihr Name lautet fremd, aber er ist mit goldenen Lettern im Buch des Lebens eingeschrieben, und glänzt im Buch wie die Sterne dort oben am Himmel.

Sie war von allen sehr geliebt und wurde fußfällig und mit Tränen gebeten, ihre Worte zu wiederrufen. Doch nein, sie darf nicht lügen, ihren Glauben darf sie nicht verleugnen.

„Wer hat dir diese Bibel gegeben?" fragte der Mönch weiter, der mitten unter dem allgemeinen Jammer sich bemühte, seine Freude zu verbergen — der Fang war ja so herrlich!

„Mein Vater gab sie mir," erwiderte das Mädchen, „und der hatte sie von Tyndall."

Tyndall war es, der — von Stadt zu Stadt vertrieben, stets auf der Flucht — es dennoch dazu brachte, die Bibel zu übersetzen, heimlich drucken zu lassen und in Niederdeutschland, Frankreich und England einzuführen.

Es konnte kein Zweifel mehr sein, die Magd ist schuldig. Sie wurde verhaftet, zum Palaste des Herzogs geführt, und dort abgeurteilt. Da stand sie nun vor dem Blutgericht und sollte ihren Glauben absagen, aber sie blieb treu!

„Widerrufe und rette dein Leben!"

Doch nichts konnte ihre Festigkeit erschüttern. — Das Urteil wurde gefällt: lebendig sollte sie in die Stadtmauer eingegraben werden. Man gab ihr acht Tage Bedenkzeit.

Als der neunte kam, schleppte man sie aus dem Gefängnis an den Ort, wo sie eingemauert werden sollte. Dort trat ein Mönch hervor.

„Bekenne deinen Irrtum, bereue deine Sünde, und du bist gerettet."

„Nein."

Sie wurde an die Mauer gestellt, die Arbeitsleute fingen ihr unheimliches Werk an. Der Mönch bot alles auf, sie zu bewegen.

„So jung und schön, wie kannst du sterben wollen!"

„Mein Erretter ist für mich gestorben, für ihn werde ich auch sterben können."

Die Mauer wurde immer höher.

„Sieh, wie die Mauer steigt, lebendig wirst du in dieser schaurig finstern Gruft begraben, wo du ersticken und verhungern wirst."

„Ich werde dort mit meinem Erretter sein."

Die Mauer war beinahe vollendet, nur noch einige Steine bedurfte es, um das Grab zu schließen.

„Armes Kind, komm, o komm zurück zu uns, die wir dich lieben — sage nur ein Wort, nur eins!"

„Herr, vergib meinen Mördern!"

Und nun werden die letzten Steine versiegelt. — O, das schreckliche Warten auf den Tod in dieser dunklen Höhle!

Hundert Jahre später wurde ihr Körper aufgefunden und auf dem Kirchhof der Stadt Brügge begraben. Die Ursache des Martertums, die Bibel, ist bis zum heutigen Tage in der Familie des Bürgermeisters geblieben, von dieser bewahrt als kostbarer Schatz. Das Beispiel der treuen Magd hat seitdem manchem Mut gemacht.

O, ihr lieben Leser, gedenkt oft der kleinen Magd aus der Stadt Brügge und suchet in Versuchungen eure Kraft bei dem, der dieses Mädchen stärkte, und gesagt hat: „Fürchte dich nicht, ich bin mit dir; weiche nicht, denn ich bin dein Gott. Ich stärke dich, ich helfe dir auch, ich erhalte dich durch die rechte Hand meiner Gerechtigkeit."

— Ausgewählt.

Seine Hinterlassenschaft.

Langsam bewegte sich der Leichenzug die Anhöhe empor, die von Tannenbäumen besetzt war, bis er auf dem kleinen Kirchhof zum Stillstand kam und die Freunde und Nachbarn sich in der Nähe eines frischen Grabes aufstellten, um den Sarg in die Gruft senken zu sehen und einige Worte des Trostes zu hören. Mit dem Amen, das der Prediger sprach, löste sich das feierliche Schweigen allmählich auf durch alltägliche Bemerkungen, wodurch die peinliche Spannung dieser Stunde wich. Einer von drei Männern, die in einiger Entfernung vom Grabe standen, der von weitem

hergekommen war, war der erste, der eine Bemerkung machte und an die anderen die Frage richtete: „Er hatte wohl eine Menge Freunde, nicht wahr?“ „Ja,“ antwortete der Professor, „jedermann kannte und respektierte ihn.“ Nach einer kleinen Pause brach jener wieder das Schweigen und fragte: „Wie viel hat er hinterlassen?“ Wie oft wird diese Frage gestellt. Diesmal war es an dem Pfandleiher zu sprechen, und die Gelegenheit nahm er schnell wahr: „Nicht einen Cent; er war so arm wie eine Kirchenmaus.“ „Ist das so?“ versetzte der erste Redner; „ganz ungewöhnlich, daß ein armer Mann so viele Freunde hat.“ Es verging eine kleine Weile, bis die ernste Stimmung dem Lauf gewöhnlicher Unterhaltung wich, und die drei Männer standen einige Augenblicke allein da in Gedanken versunken, ehe der Pfandleiher die Stille brach und sagte: „Seht ihr jenes Grab dort drüben? Erst letzte Woche war es, da begruben wir dort den Herrn Banks, und nun ist auch der alte Herr Dienstmann fort. Eine sonderbare Welt ist es. Banks und Dienstmann waren Schulkameraden gewesen und Nachbarn dazu. Dienstmann war der intelligentere von beiden, und ich denke, er hat so viel Geld in seine Hände bekommen, wie Banks; trotzdem hat er nicht viel gehabt, während Banks reich wurde. Der war auch kein Spekulant nicht. Er sparte sein Geld und legte es sicher an, meist in Obligationen der Stadt, der Regierung und Eisenbahnen, und als er starb, hinterließ er eine ganze Masse derselben. Der alte Dienstmann war kein Verschwender; aber er hat viel weggegeben, und er hat so viel auf die Erziehung seiner Söhne verwandt, bis er selbst nichts mehr hatte.

„Ja, das kommt oft vor,“ bemerkte der erste Redner; „dem armen Dienstmann ist's wohl in seinen letzten Jahren hart ergangen; der Banks hat wohl weiter nichts gethan als Zinsleisten abgeschnitten und lustig gelebt.“

„Das bezweifle ich aber doch,“ unterbrach der Pfandleiher; „Thatsache ist es, der alte Dienstmann war einer der zufriedenster alten Geizhälse, die ich je kannte. Er schien auch gar nicht einzusehen, daß ihm so viel Lebensgenuß abging. Und dann Banks, dem schienen seine Werthpapiere auch nicht viel Genuß zu bringen. Er war ein unruhiger und unzufriedener Bursche. Wenn ich sein Geld hätte, dann würde ich einen Genuß für mich daraus ziehen, oder ich würde etwas Gutes damit stiften; aber es scheint ihm keinen Nutzen gebracht zu haben, und ich glaube, es wird auch jetzt niemanden einen Nutzen bringen. Seine wilden Jungens werden es bald genug durchbringen.“

„Und hat Dienstmann wirklich gar nichts hinterlassen?“ fragte der erste Redner. „Wie ich höre, hat er in einem ziemlich guten Haus gewohnt.“

„O ja; aber seine Söhne haben das Haus für ihn gebaut und haben ihn jahrelang versorgt. Ich kann euch sagen,“ sprach der Pfandleiher, „ich würde furchtbar schlecht fühlen, wenn ich mein Geld alles aufbrauchen würde und in meinem Alter von andern abhängig sein müßte. Ich werde Banks Plan befolgen und mein Geld in Wertpapieren anlegen, daß ich genug zum Unterhalt habe und mich nicht auf die Barmherzigkeit anderer zu verlassen brauche, wenn ich einmal alt werde. Etwas Schlimmeres als das kann ich mir nicht denken.“

Der Herr Professor machte hierauf die Bemerkung: „Dienstmann schien hierüber nicht unglücklich gefühlt zu haben.“ „Das ist richtig,“ gab der Pfandleiher zu; „aber ich konnte das nie verstehen.“

„Kennen Sie seine Söhne?“

„Nein; als ich hierher kam, waren sie schon alle fortgezogen; aber ich habe gehört, sie seien rechtschaffene Menschen und kommen voran in der Welt; können Sie uns vielleicht Auskunft geben?“

„Nun,“ sprach der Professor, „es ist wahr, sie sind brave Menschen; ihr Vater hat sich viel Mühe um sie gemacht, und er hat Ursache, stolz auf sie zu sein. Etliche Jahre lang hatte er ein knappes Durchkommen; aber allen vieren gab er die beste Ausbildung, die junge Männer dazumal bekommen konnten, und er gab gut Acht auf ihre Gesundheit, wie auch auf ihre Moral. Sie wuchsen heran zu keuschen und braven Menschen, die schon viel Gutes in der Welt gestiftet haben. Der Mann, der dort zu Häupten des Grabes steht, ist Wilhelm; er ist der Präsident eines Collegiums draußen im Westen. Ich bin dort gut bekannt und weiß, daß aus jener Anstalt mehr tüchtige Zöglinge ausgegangen sind, als aus irgend einer anderen, die ich kenne. Er, nämlich Dienstmann, hat mir von seinen Söhnen erzählt. Er pflegte zu sagen: „Wissen Sie, das sind eben meine Jungens. Wilhelm sagt, wenn es nicht wäre um das, was ich für ihn gethan habe, so wäre er nie im Stande gewesen, anderen Jünglingen zu helfen, wie er es that, so daß ich allen Credit dafür verdiene. Ich sage Ihnen, es thut einem wohl, einen Sohn so sprechen zu hören. Der dort, welcher neben Wilhelm steht ist Johann; er ist Advokat, und zwar ein guter. Er verdient einen Haufen Geld das Jahr hindurch, und bei all dem widmet er die Hälfte seiner Zeit solchen Processen, die ihm nichts einbringen. Alle die armen Leute im Städtchen kommen zu ihm, wenn sie um Gerechtigkeit nachsuchen, und er sorgt dafür, daß ihnen Gerechtigkeit wird. Er wohnt hier, und er pflegte oft seinen Vater zu besuchen, denn er ist der einzige, der von seinem Geschäft gut abkommen konnte.“

„Was betreiben die andern Söhne?“ fragte der erste Redner.

Paul ist Missionsarzt in China,“ war die Antwort. „Er ist der älteste von den Söhnen und ist viel wie sein Vater. Er wird nie viel haben, er gibt alles weg. Gewißlich stiftet er viel Gutes. Ich habe mehrere seiner Briefe gelesen, die er seinem Vater geschrieben hat übr seine Arbeit. Der alte Mann hob dieselben alle auf und las sie von Zeit zu Zeit. Robert ist der jüngste; er ist ebenfalls ein Arzt, aber er blieb in seinem Land. Er hat einen sehr bedeutenden Ruf als Chirurg und ist einer der beschäftigsten Männer im Lande; trotzdem bringt er jeden Tag zwei Stunden im Freihospital zu, wo er die schwierigsten und gefährlichsten Operationen vollzieht, und zwar ohne einen Cent Lohn zu berechnen. Der alte Mann lehrte seine Söhne, daß Geld nur dann einen Werth habe, wenn damit etwas Gutes bezweckt wird. Johann und Robert sind reich, sie müssen fortwährend fleißig arbeiten, wie Biber. Sie waren es, die für ihren alten Vater Sorge trugen, und das schien ihre größte Freude zu sein. Ich hörte sie beide sagen, daß sie ihm alles zu verdanken haben, denn er habe ihnen das Beste gegeben, was er geben konnte.“

Der erste Redner wandte sich zu dem Pfandleiher und sprach: „Ich meine, Sie sagten vorhin, der alte Mann habe nichts hinterlassen?“

„Nun, ja; ich meinte eben Geld, wissen Sie. Freilich sind seine Söhne hier und tun viel Gutes; aber weiter hinterließ er nichts, wie Banks es that.“

„Mir will es scheinen,“ sprach der erstere, „daß Dienstmann in Wirklichkeit mehr hinterlassen hat, als Banks; Banks legte sein Geld in Obligationen an, während Dienstmann das seinige in seinen Söhnen anlegte.“

Eines Samariters Liebestat.

Zur Zeit, als noch nicht einmal eine Eisenbahn von Moskau nach St. Petersburg führte, war ein englischer Botschafter mit wichtigen Depeschen der Königin Viktoria an den russischen Kaiser unterwegs. Es herrschte strenger Winter, Feld und Wald war mit tiefem Schnee bedeckt und der Engländer, in dichten Pelzrock und Stiefel von Bärenfell eingehüllt, saß in seinem offenen Schlitten, um eine Reise von mehr als 300 Stunden zurückzulegen. Schon hatte er etwa drei Vierteile des Weges hinter sich, als in einer hellen Mondnacht sein Kutscher mitten im sausenden Galopp die Pferde plötzlich zurückriß und anhielt. „Was gibt's — was machst du?“ rief der Botschafter. — „O, mein Lord, es ist nichts geschehen, nur liegt ein todter Mann im Weg und ich dachte, Sie würden nicht gern über ihn hinwegfahren.“

„Bei Leibe nicht,“ erwiderte der Herr, indem er sich über den Schlitten hinausbog.

„Aber bist du auch sicher, daß er wirklich tot ist?“

„Gewiß bin ich. Wie könnte ein Mann in einer solchen Winternacht regungslos mitten auf der Straße liegen und nicht tot sein? Ich will ihn schnell auf die Seite schaffen und dann weiterfahren.“

„Laß mich zuerst untersuchen, ob nicht noch Leben in ihm ist,“ sagte der Engländer und sprang vom Schlitten herab. „Hilf mir den Armen in den Schlitten heben.“

Mit größtem Widerstreben bequemte sich der russische Leibeigene, dem englischen Herrn behülflich zu sein, den leblosen Körper in den Schlitten zu heben. — „Nun treibe die Pferde an, so stark du kannst

und halte am ersten Haus, das wir erreichen."

Damit schwang sich der Edelmann wieder in seinen Schlitten zur Seite des leblosen Körpers und fort ging's wie der Wind auf der glatten Schneebahn. Eiskalt fühlten sich des Verunglückten Hände an, aber noch schien sein Herz, wenn auch schwach, zu schlagen. Das gab dem Engländer Hoffnung, den Mann noch zu retten, wenn man ihn bald an einen Bergungsort bringen könnte; ängstlich schaute er darum aus nach einem Obdach an der Landstraße. Da endlich kommen sie an ein kleines Haus und klopfen an. Aber da war keine Stimme noch Aufmerken. Sie lassen jedoch nicht nach, klopfen und klopfen weiter, eine lange, lange Zeit. Endlich — endlich wird im oberen Stock ein Fenster aufgerissen und eine ärgerliche Stimme ruft: „Was ist euer Begehr?"

Ein kranker Mann, der augenblicklich Hülfe bedarf."

„Ganz unmöglich," erwiderte die Stimme aus dem Haus. „Wir sind polnische Juden und wenn der Kranke in unserem Hause sterben sollte, würden wir schwer bestraft, gefangen gesetzt und ganz und gar zu Grunde gerichtet werden. Fahrt weiter, der Gott Abrahams begleite euch, aber verlangt nicht, daß wir den toten Mann ins Haus nehmen sollen."

„Er ist ja nicht tot, mein Freund, und wenn er zum Leben erwacht, wird er euch reichlich belohnen. Auf jeden Fall aber übernehme ich alle Kosten oder Strafen, die euch durch seine Aufnahme erwachsen könnten. — Hier will ich euch sofort für beide Fälle eine Summe Geldes einhändigen, und sollte es je nicht hinreichen, so zahle ich euch den Rest auf meiner Rückreise. Seht, hier habe ich eine „Poteragenaß (eine obrigkeitliche Anweisung für hohe Reisende), die euch zeigen mag, daß ich im Stande bin, mein Wort zu halten; überdies bin ich ein Engländer."

„Jetzt bin ich ganz ruhig, sagte der alte Jude, dessen Herz auf einmal weich wurde, als er von hoher Belohnung hörte. Im Nu war er die Treppe herunter und der Engländer, unterstützt von seinem Kutscher, schleppte den leblosen Körper des Erfrorenen ins Haus hinein. Bald brannte ein Feuer im Ofen, — der Verunglückte wurde von seinen Kleidern befreit, mit Schnee gerieben, nach und nach dem Ofen genähert und warmes Getränk ihm eingeflößt. Endlich, endlich öffnete er seine Augen und Leben kehrte wieder in seine erstarrten Glieder. Der Edelmann aber legte eine schöne Summe in die Hand des höchlich erfreuten Juden und begab sich sofort auf die Reise durch die lange, lange Nacht.

Zwei Monate waren verstrichen. Der Botschafter der Königin befand sich wieder auf der Heimreise nahe bei dem Ort, wo er den Unbekannten aus dem Schnee gehoben. Da es Tag war, hatten sie keine Schwierigkeit, sofort das Haus des alten Juden wiederzufinden. Die Leute erkannten ihn auch ohne weiteres.

„Kam der Mann wieder ganz zum Leben?" war seine erste Frage. „Gewiß, und schon mehrere Male ist er hierher gekommen, um nach Ihnen zu fragen und seine Dankbarkeit auszusprechen. Es ist ein trefflicher Mann und es war eine wahre Gotteshülfe, daß Sie sein Leben retteten. Er ist verheiratet und Haupt einer großen Familie, die, wenn er gestorben wäre, ins tiefste Elend geraten wäre. Er war nach Kiew gegangen, um eine beträchtliche Summe Geldes, welche ihm ein anderer abschwindeln wollte, vor Gericht zu verlangen. Da er seine Sache aber verloren glaubte, machte er sich müde und traurigen Herzens zu Fuß auf den Heimweg. Wie er nun endlich zu seiner Familie kam, war der Brief schon da, welcher die gute Nachricht enthielt. Wäre er gestorben, so wäre das Vermögen in andere Hände gekommen und die Familie hätte das Loos trauriger Armut getroffen. Darum hat er alle Ursache, Ihnen, mein Herr, dankbar zu sein." — W.

Von der deutschen Sprache.

Wie weit die deutsche Zunge klingt,
Und Gott im Himmel Lieder singt.

Nachweislich nimmt die deutsche Sprache unter allen Sprachen der Welt die zweite Stelle ein, da jetzt ungefähr 100,000,000 Menschen Deutsch sprechen. Die verbreitetste Kultursprache ist die englische, der sich ungefähr 130,000,000 zum Ausdruck ihrer Gedanken bedienen. Der Hauptteil der deutschsprechenden Menschen wird natürlich von Deutschland gestellt, wo 60,500,000 Deutschredende vorhanden sind. Ueberhaupt ist die deutsche Sprache in Mitteleuropa die verbreitetste. Da auf ganz Mitteleuropa allein ungefähr 85,000,000 Deutschredende entfallen. Oesterreich-Ungarn stellt 13,000,000, die Schweiz 3 Millionen, Rußland infolge der ausgedehnten Colonien ungefähr 5 Millionen, England weist rund eine halbe Million Deutschredende auf und Frankreich hat auch nicht nur französisch-redende Bevölkerung, sondern auch einen guten Teil Deutsche, da hier dreiviertel Millionen Deutschsprechende gezählt worden sind. Nimmt man noch Luxemburg, Italien und einige Balkanstaaten hinzu, dann kommt man auf ungefähr 85 Millionen deutschredende Europäer. Der Rest, der noch zu den 100 Millionen fehlt, wohnt eigenartigerweise in Amerika: nicht umsonst wird New York eine deutsche Großstadt genannt.

In Amerika wohnen zwar nicht alle 15 Millionen, die zu den 100 Millionen noch fehlen, da auch Australien und Afrika, sowie einige Teile von Asien, z. B. China und Japan, rund eine Million Deutschredende aufzuweisen haben. In Nordamerika allein sind fast 12 Millionen Deutsche gezählt worden, und der deutsche Geist nimmt immer mehr an Einfluß hier zu. Die deutsche Sprache hat also eigentlich jetzt auf dem Wege ihrer Entwicklung einen denkwürdigen Abschnitt vollendet, da sie die ersten 100 Millionen erreicht hat. In diesem Wachstum der Sprache ist vielleicht eins der stärksten Anzeichen für die wachsende Bedeutung Deutschlands auf wirtschaftlichem und geistigem Gebiete zu erkennen. Es ist von Interesse, im Anschluß daran zu erwähnen, daß die dritte Sprache unter den Kultursprachen die französische ist, die über ein Verbreitungsgebiet von 52 Millionen Menschen verfügt. Es handelt sich hier immer nur um Kultursprachen, da in Asien ganze andere Zahlen für Sprachbereitung in Betracht kommen. Aber bei der Bedeutung, die einer Sprache zukommt, spielt die weite Verbreitung nur dann eine Rolle, wenn es sich um eine Verbreitung in Kulturgebieten handelt. Darum ist die deutsche Sprache trotz alledem die zweitgrößte Kultursprache der Welt.

Wie lindert man Schmerzen und Ermüdung der Augen?

Wenn wir das Gefühl von Müdigkeit in den Augen haben, so kommt es nicht sowohl von einer Ermüdung des Sehorgans selbst her, als vielmehr von der der Muskeln, der inneren wie der äußeren, die am Ziel befestigt sind, und des Accomodationsmuskels, der die Linse im Auge umschließt u. ihre strahlenbrechende Fähigkeit reguliert, je nachdem nahe oder entfernte Gegenstände zu betrachten sind. Die Muskeln sind es, die ermüden, und es ist nicht geraten, ihr Warnungssignal zu überhören. Tut man das dennoch, so äußert sich die Ueberanstrengung in einer entzündlichen Röthe um den Rand des Auges und des Augenlids, die auf Blutandrang nach der Oberfläche des Auges hindeutet, und in Schmerzen innerhalb des Auges. Oftmals rührt auch die Entzündung und die damit verbundenen Schmerzen von Zugluft her, der die Augen ausgesetzt waren, oder auch von Fremdkörpern, die unter das Lid gedrungen sind.

Was aber auch die Ursache des Leidens sein mag, die landläufige Methode, die der Laie dabei anwendet, ist fast immer die, daß man eine Bandage um das kranke Auge legt. Und doch ist dies das Ungehörigste, was man thun kann. Die enge Umwicklung schließt den Zutritt der frischen Luft von dem leidenden Organ ab, die ihm doch heilsame Kühlung bringt, und hindert den freien Abfluß der Thränen sowohl wie des Eiters, wodurch die Natur dem kranken Teile Linderung und Hülfe zu verschaffen sucht. Befindet sich gar ein fremder Gegenstand im Auge, so preßt das umgeschlagene Tuch das Lid straff gegen den Augapfel und der Fremdkörper kann um so mehr scheuern und verletzen, wodurch die Beschwerden, oft auch die Gefahr, nur um so größer werden.

Das einzig Empfehlenswerte dagegen ist, durch kühle Waschungen mit durchseihtem Fenchel- oder Kamillentee oder auch einfach mit gekochtem und abgekühltem Wasser und durch freien Zutritt der Luft dem kranken Gliede Erquickung zu bringen, im Falle besonderer Empfindlichkeit gegen das Licht einen nach unten offenen „Schirm" über dem Auge zu befestigen und etwaige Fremdkörper vorsichtig nach

dem äußeren Augenwinkel zu schieben, von wo sich die einstellenden Tränen sie schon wegspülen werden. Gelingt das nicht, oder handelt es sich um scharfe, schneidende oder stechende Eindringlinge, so muß man sich an einen Arzt wenden. Oftmals ist das Gefühl der Ermüdung übrigens ein Anzeichen davon, daß das Auge eine genaue passende Brille nötig hat. — **Hausd.**

Der beruhigte Ungläubige.

Nachdem ein Viehzüchter seine sämmtlichen Ochsen auf einem entfernten Markte verkauft hatte, machte er sich wieder auf den Heimweg mit seinem großen Erlös aus dem verkauften Vieh. Im Gasthof, wo er herbergte, riet ihm der Besitzer, einen gewissen Ort auf seinem Weg, wo er gegen Abend ankommen müßte, zu umgehen: „Bleiben Sie entweder diesseits des Ortes oder beschleunigen Sie Ihren Ritt, um vor Nachtanbruch aus jenem berüchtigten Bereich zu kommen, denn dort sind schon mehrere Handelsleute verschwunden!"

Der Viehzüchter war ein Ungläubiger, weßhalb er auch sein Geld und sein Leben über alles schätzte. Der Gefahr zu entgehen, suchte er sein Reitpferd in einen schnelleren Lauf zu bringen, um noch vor Nacht über jene Grenze hinauszukommen, was ihm aber durch Verirrung auf dem Weg nicht gelang. Schon war es dunkel geworden als er zu einem alleinstehenden Hause kam, welches sich gerade in der vom Gasthofbesitzer bezeichneten unsicheren Gegend befand. Er war genötigt, vom Pferde abzusteigen und um Gastfreundschaft für die Nacht zu bitten. Im Hause befand sich nur eine Frau, welche ihm mitteilte, daß, wenn ihr Mann keine Einwendung machen werde, sie gern bereit sei, ihn zu beherbergen.

Bald nachher tritt der Hausbesitzer ein, ein Mann mit etwas unfreundlicher Erscheinung von hoher Gestalt; sein langes, ungepflegtes Bart- und Haupthaar ließen wenig auf Zärtlichkeit schließen. Das Gesuch des Fremdlings wurde mit einem kurzen, trockenen Ja angenommen, und die Raschheit, mit welcher der Gastgeber das Pferd in den Stall führte, ließ den Viehzüchter auf den Gedanken kommen, daß, aus dieser barschen, fast unfreundlichen Handlungsweise des Mannes zu schließen, dieser ihm jeden Fluchtversuch unmöglich machen wolle. Er fühlte sich wirklich nicht mehr wohl und es schien ihm, als sei er gerade hier in des Löwen Rachen gelaufen.

Während die Frau das Abendessen zubereitete, schien ihr Mann schlummern zu wollen. Doch der Viehzüchter merkte wohl, wie er hin und wieder auf ihn schielte. Er aß wenig und, fest überzeugt, daß er sich in einer Mördergrube befinde, beschloß er sofort nach dem Essen sich in sein Zimmer zurückzuziehen, um die Türe zu verrammeln, seine Pistolen zu laden und die Nacht hindurch zu wachen.

Kaum war das Nachtessen eingenommen, da klagte der Viehzüchter über Müdigkeit und bat um Anweisung seines Schlafzimmers. „Fremdling," redete ihn sein Gastgeber an, „ich kenne Ihre Gebräuche nicht; aber bei uns ist man gewöhnt, ein Kapitel aus der Bibel zu lesen und zu Gott zu beten; es bleibt Ihnen frei, zu handeln, wie es Ihnen gefällt, doch wäre es mir sehr angenehm, wenn Sie sich uns anschließen wollten."

„Von Herzen gern," antwortete der Gastfreundschaftgenießende.

Der Hausvater nahm die Bibel, kniete dann nieder und betete ernstlich, wobei er namentlich den Fremdling, welcher sich unter seinem Dache befinde, dem Herrn anbefahl.

Diese Familienandacht hatte den Viehzüchter von allen Aengsten befreit; er fühlte sich bei einem Manne geborgen, welcher betete. Man zeigte ihm sein Schlafzimmer; an Sicherheitsvorkehrungen dachte er aber nicht mehr: die Türe blieb unverschlossen, die Pistolen wurden nicht geladen, und er verfiel in einen tiefen Schlaf bis zum nächsten Morgen.

Dieses Ereignis brachte den Viehzüchter doch zum Nachdenken und seine Ueberlegungen zeitigten in ihm eine tiefe Ueberzeugung von seinem sündlichen Zustande und er kam zur Annahme des Heils durch den Glauben an Jesum, den Erlöser, welcher allein die Welt und die Menschenherzen von der Sünde befreien kann.

Bestrafter Geiz.

Peter der Grausame von Kastilien (1334—1409) bestrafte einst einen Wucherer und Geizhals auf eine seinem Laster recht entsprechende Art. Er ließ nämlich den Mann, von allen seinen Schätzen umgeben, in einen Kerker sperren, ihm aber weder Speise noch Trank reichen. Von Hunger und Durst gequält, bat nach einiger Zeit der Gefangene seinen Kerkermeister wenigstens um etwas Brot und Wasser.

„Das könnt Ihr bekommen," entgegnete der Gefangenenwärter, „aber nur gegen Bezahlung." Zugleich forderte er einen riesigen Preis für ein Stück Brot und einen Krug Wasser.

„So viel kann ich unmöglich bezahlen," rief der Geizige schaudernd.

Als ihn aber Hunger und Durst immer heftiger quälten, da wollte er sich zur Zahlung des geforderten Preises bequemen. Jetzt forderte der Kerkermeister indessen höhnisch eine noch viel höhere Summe.

„Lieber sterben," stöhnte der Geizhals, „als so viel für ein Brot und etwas Wasser zahlen!"

Er suchte also Hunger und Durst zu unterdrücken. Dies gelang ihm jedoch nicht lange; jammernd erbot er sich, die zuletzt geforderte Summe zu zahlen. Nun erhielt er zwar das Verlangte, aber in so geringer Menge, daß sich das Bedürfnis nach Nahrung schnell wieder einstellte.

Auf ähnliche Weise wiederholte sich das Spiel, bis das Vermögen des Wucherers zu der bescheidenen Summe zusammengeschmolzen war, die er von seinem Vater ererbt hatte. Da ließ ihn der König vorführen und sprach: „Du hast jetzt kennen gelernt, wie schwer es den Armen bisweilen wird, für sich und die Ihren die Lebensmittel zu beschaffen. Ich hoffe, du wirst dir die empfangene Lehre zur Warnung dienen lassen, auf die Lage anderer Rücksicht nehmen und nie mehr mit deinem Gelde treiben."

Die letzten Zedern des Libanon.

Was ist von den gewaltigen Zedernforsten des Libanons noch geblieben, aus denen einst König Salomo das Holz für seine großen Bauten schlagen ließ? Wir finden einzelne Stämme und kleine Wälder dieses schönen Baumes fast in allen Teilen der Welt; aber in ihrer Heimat, an den majestätischen Abhängen der syrischen Berge, ist die Libanon-Zeder heute fast ausgestorben; nur noch wenige Bäume und ein kleiner Zederhain erwecken die Erinnerung an jene mächtigen Forsten, die hier zu biblischen Zeiten Schatten spendeten.

Ein amerikanischer Reisender, John D. Whiting, berichtet uns von den letzten Zedern des Libanons, die noch erhalten sind. Die Hänge, und Böschungen, auf denen einst mächtige Zedernwälder rauschten, sind heute kahl und öde; nur an einer Stelle noch, an den Abhängen des Zedernberges, der etwa einen Tagesmarsch von dem Dorfe Bscherreh entfernt ist, gibt es noch ein Wäldchen von Libanon-Zedern, an 400 Bäume, die sich 6000 Fuß über dem Meeresspiegel auf einer Hügelkuppe angesichts des ewigen Schnees des Dahr-el Hodib erheben. Die Baumgruppe ist heute durch eine Steinmauer geschützt; die Bergziegen können daher keine Verwüstigung anrichten.

Inmitten des Haines erhebt sich eine kleine Kapelle, zu der oft die christlichen Eingeborenen pilgern; und in den Sommermonaten kommen aus Beirut und der weiteren Umgebung einen Familien, um hier im Parke, unter Zelten, eine Art Sommerfrische zu genießen.

Die ältesten Bäume dieses letzten Zedernhaines erreichten eine Höhe von 90 Fuß; der größte Baum hat am Stamm einen Umfang von mehr als 350 Fuß. Es ist unmöglich, das Alter dieser Riesen zu bestimmen, sicherlich aber sind viel von ihnen mehr als 1000 Jahre alt. Freilich, wenn man den Eingeborenen glauben will wären diese Bäume gar 4000 Jahre alt.

Das biblische Buch der Könige erzählt uns, daß König Hiram ein Heer von 70,-000 sydonischen Holzfällern in die großen Zedernforste des Libanon sandte, die unter der Leitung von 600 Aufsehern die schönsten Zedern fällen mußten. Daraus kann man ermessen, welch gewaltige Zedernbestände einst den Berg bedeckten.

Rußländisches aus der „Friedensstimme."

Post Nowy Dwor, Gouv. Warschau, 25. Juni. Die Witterung war bis zum 5. Juni ziemlich trocken. Dann kamen schöne Regen, welche auf alle Pflanzen sehr wolhtuend gewirkt haben. Diese stehen auch alle sehr schön. Auch das Getreide verspricht eine reiche Ernte. Um etliche Tage wird mit derselben auch hier schon der Anfang gemacht werden. Auf hochliegendem sandigem Lande ist die Ernte jetzt schon angefangen. Auf solchen Stellen ist aber auch der Ertrag geringer.

Vom Obst kann es Pflaumen ziemlich geben, Kirschen sind auch nicht knapp, nur Aepfel und Birnen sind weniger vorhanden.

Unter den Kühen tritt hin und wieder die Maul- und Klauenseuche auf.

Gegenwärtig ist schöne Witterung, welche nur dann und wann durch sanfteRegen unterbrochen wird. Der Gesundheitszustand ist befriedigend.

— Schröder.

Steinfeld, Gouv. Jekaterinoslaw. Das Getreide hat hier eine Zeitlang sehr infolge von Regen gelitten. Es sind solche Stellen, wo nicht viel mehr als die Saat zu erwarten ist. Mais und Baschtan ist viel besser, als sie seit etlichen Jahren waren. Ein Beobachter.

Unglücksfall.

In Altnassau, Prischiber Wolost, geschah am 28. Juni folgender Unglücksfall: Der Kosak des Poltawschen Gouv. Samuel Nikolajenka, 18 Jahre alt, fuhr mit einer Fuhre Garben nach Hause. Dabei fiel er vorn von der Fuhre, kam mit dem Kopf unter die Räder und war sofort tot.

Feuersbrunst.

Auf dem Muntauer Chutor, Halbstädter Wolost, entstand am 2. Juli nachmittags bei Franz Willms Feuer, entweder durch den Motor oder durch Reibung bei dem Elevator der Dreschmaschine. Das Feuer verbreitete sich rasch und sämtliche Gebäude, der Motor, die Dreschmaschine, ziemlich viel gedroschener Weizen u. s. w. wurden ein Raub der Flammen. Aus dem Wohngebäude konnten die Sachen gerettet werden. Der Weizen war nicht versichert.

Tod durch Verbrennen.

Sonnabend den 21. Juni, vormittags, hat sich im Dorfe Sabangul, Gouv. Orenburg, ein schreckliches Unglück zugetragen. Der Einwohner Jakob Gieß fuhr morgens Gras mähen. Seine Frau, als alles aufgeräumt ist, schickte die fünfjährige Anna nach dem Fluß, die jungen Enten einzutreiben. Das Kind kam um ein Weilchen zurück und klagte, sie könne die Enten nicht eintreiben. Die Mutter schickte das Kind ins Haus und ging selbst, während das Kind sich weinend am Herde niedersetzte wo vor einer kleinen Weile geheizt worden war.

Als Frau Gieß nach nur etlichen Minuten zurückkam, war das Vorhaus und die Küche voll Rauch. Augstvoll ruft sie: „Anna, was machst du, wo ist David?" (ein Kind von zwei Jahren), erhält aber nur die leise Antwort: „Mama es brennt so!"

Wer kann den Schrecken und die Angst der Mutter mitfühlen, als sie sieht, daß dem Kind die Kleider vom Leibe gebrannt sind und der Körper mit Brandwunden bedeckt ist ?Sie hebt das Kind auf die Bank, der Nachbar ruft den Vater herbei, der auch gleich die Pferde vor den Wagen spannt, um den Doktor zu holen. Aber als der Arzt kam, hatte Anna vor einer halben Stunde unter schrecklichen Qualen und unter Rufen nach Wasser den Odem ausgehaucht. Es hat nichts weiter gebrannt als nur die Kleider, die sie anhatte, und doch bot die Leiche einen furchtbaren Anblick dar.

Am 23. war Begräbnis. Die Leichenrede hielt Prediger D. Jöwen von Nr. 5 über Amos 3, 6: Ist auch ein Unglück in der Welt, das der Herr nicht tut? Zum Schluß hob er besonders hervor: Eltern hütet eure Kinder!

Es war ein großes und trauriges Begräbnis, der Herr tröste die Eltern.

Wie oft stellen Mütter kleine Mädchen ans Feuer oder an andere gefährliche Stellen. Wie oft läßt ein Vater seine Buben von 5 bis 8 Jahren auf der Mähmaschine fahren oder auf einem störrigen Pferde reiten. Jakob Ens.

Rudnerweide, Gnadenfelder Wolost. Als im Mai der Winterweizen so schön und vielversprechend dastand, da sah man so manchen Bauer am Rande des Ackers stehen und eine freundliche Miene machen. Es war auch eine Lust, denn so weit das Auge sahe, wallte wie ein Meer der schöne Winterweizen. Es währte auch nicht lange, so wurde auf Rechnung des grünen Winterweizens so manches angeschafft. Wo man ein Häuflein Bauern sah, da war nur die Rede vom Winterweizen.

Jetzt, da aber die Ernte da ist, stellt es sich heraus, daß der Weizen zwar gut ist, aber sein Versprechen nicht halten wird. So mancher Bauer bedenkt schon den kommenden grausamen Herbst, wo man sehr weise mit dem Gelde wird umgehen müssen. Und wenn die größeren Schulden erst gedeckt sein werden, wird man es an der Länge und Schönheit des Mantels (die die Pariser Mode darbietet) wohl noch fehlen lassen. Verkaufe nicht eher die Bärenhaut, als du den Bären hast!

Anmerkung der Redaktion. Auch in der Halbsstädter Wolost entspricht der Ernteerarag, sowohl nach Quantität als auch Qualität, lange nicht den gehegten Erwartungen. Der Mehltau hat doch mehr geschadet als man meinte. Die Mäuse machen, wie man sagt, auch noch in den Haufen erheblichen Schaden. Und doch sollte man Gott dankbar sein, indem die Durchschnittsernte doch jedenfalls über mittel ist.

Verschwunden.

In Alexandrowsk ist der Beamte der Fabrik J. A. Koop, nachdem er kurz vorher eine Auseinandersetzung mit seinem Chef gehabt hat, verschwunden. Man meint, daß er geflohen sein kann, unter Mitnahme von einer größeren Geldsumme, die der Fabrik gehört, da ihm häufig größere Geldsummen anvertraut wurden. Anderseits ist auch ein Unglücksfall nicht unwahrscheinlich. —„Bürgerztg.

Unglücksfälle. — Ernteaussichten.

Ein hiesiger Bauer stellte seinen Sohn und einen Knecht an, ein eisernes Naphthafaß auszuspülen. Nach geschehener Arbeit wirft der Sohn ein brennendes Streichholz in das auf dem Wasser schwimmende Naphtha. Augenblicklich erfolgte ein großer Knall. Es zeigte sich, daß das Faß auseinandergesprungen war. Der Knecht wälzte sich stöhnend mit den brennende Nauhtha. Augenblicklich erfolgte teil lautet, wird er mit dem Leben davonkommen, trotzdem Gesicht, Hände und Brust arg verbrannt sind.

In der Dreschzeit habe ich oft gesehen, wie derjenige, der den Motor bedient, während er Naphtha eingießt, eine brennende Zigarette im Munde hält. Möchte obiger Fall einem jeden zur Warnung dienen.

In einem in unserer Nähe gelegenen Russendorfe spielten Kinder an einem Brunnen, der 7½ Faden bis zum Wasser und anderthalb Faden Wasser mißt. Ein Knabe von fünf Jahren fiel hinein, bekam aber den glücklicherweise herunterhängenden Strick zu halten. Die durch einen andern Knaben herbeigeholte Mutter rief

ihrem Sohn zu, er solle sich gut festhalten und windet ihn herauf. In seiner Angst hatte der Knabe den Strick so fest umklammert, daß die Händchen nur mit Mühe gelöst werden konnten.

Die Ernteaussichten sind nur schwach, der „Wurm" hat viel Schaden gemacht, dazu haben die, die den Saatweizen nicht gebeizt haben, sehr viel Brand. Winterweizen und Roggen wird schon gemäht.

Baronowka, Kreis Bachmut.

Unglücksfall.

Am 4. Juni geschah in Schönwiese (Barnaul) bei Gerhard Dück, früher Jugowka (Samara), folgendes Unglück: Der 9-jährige Pflegesohn Peter, welchen Dück vor ungefähr drei Jahren von Halbstadt (Taurien) mitbrachte, spielte im Stalle mit kleinen Ziegelchen. Um nun seine Ziegel in Sicherheit zu bringen, damit andre Kinder ihm dieselben nicht nehmen sollen, stieg er auf den Brunnenrand, um sie auf den sogenannten „Unterschlag" zu legen. Vermutlich tat er einen Fehltritt und fiel in den Brunnen. Weil gerade kein Mensch im Stalle war, so wurde es nicht gleich bemerkt. Als Dück um eine kleine Weile nach Hause kam, fragte er, wo Peter sei. Alles Suchen, auch bei den Nachbarn, war vergeblich. Endlich kam man auf den Gedanken, das Kind könnte in den Brunnen gefallen sein. Man ließ den Anker hinab und fühlte im Wasser einen schweren Gegenstand. Ein Mann, den man hinabließ, brachte den Peter tot aus dem Wasser. Er hatte mehrere Wunden am Kopfe, die er wohl schon oben am Gerüst erhalten haben kann. Vielleicht ist er schon bewußtlos hinuntergefallen. Der Brunnen war übrigens in Ordnung. Die Eltern sind in tiefe Trauer gesetzt, doch der, der die Wunde geschlagen hat, weiß auch am besten sie wieder zu heilen. Es ist dieses nicht nur für die Eltern eine ernste Sprache, sondern auch für uns, doch viel Vorsicht bei den Kindern zu gebrauchen und sie vor Gefahren zu warnen.

Jakob Boldt.

Wenn ich vor deinem Gnadenthron stehe, mit deiner Herrlichkeit bekleidet, und dich sehen werde, wie du bist, — erst dann werde ich völlig erkennen, wieviel ich dir zu verdanken habe.

Sobald Christus im Herzen wohnt, bringt unser Lebensbaum gute Früchte.

Die schönste Hand.

Was ist das Merkmal einer schönen Hand?
Sind's ihre Formen, ihre zarten weichen?
Ist's Ebenmaß und Anmut ohne Gleichen?
Ist's gar ihr Schmuck von Gold und Diamannt?

O nein, im Grunde ist das alles Tand!
Die Arbeit müßte sonst die Segel streichen,
Es siegten dann die Müßigen, die Reichen,
Und echte Schönheit bliebe unerkannt.

Schön ist zu allererst die Hand zu preisen,
Die gerne selbstlos hilft und nimmer ruht,
Die Armen gibt und stille Gutes tut.

Die nichts als Liebe trachtet zu erweisen
Im Blick auf den, deß Hände tief durchgraben
Auf Golgatha für uns geblutet haben."

Menschliche Weisheit ist kein unverläßiger Führer durch das Thal der Todesschatten.

Erzählung.

Der Jesuit.

Von

Felizia Butz Clark.

Fortsetzung.

Es ist sehr merkwürdig, daß das menschliche Leben seinen Gang auch inmitten der grauenhaftesten Tragödie geht und unter den fürchterlichsten Leiden. Nie wird sich jemand vollkommen bewußt, was eigentlich ein Atom ist, wie unbedeutend der einzelne ist, als wenn ihn ein schrecklicher Schmerz heimsucht und die Welt um ihn herum geht ihren Gang so flüchtig, so unaufhaltsam und lustig wie sonst auch.

Janet machte diese Erfahrung. Sie, ihre Mutter und Guido trugen still ihren Schmerz, der tief im Herzen brannte. Die Reisenden kamen und gingen wie immer. Mit dem roten Bädeker in der Hand suchten und disputierten sie zwischen alten Ruinen und inmitten kostbarer Kunstgalerien. Froh klangen die Glocken, und die Sonne ging auf am Morgen und unter am Abend wie immer, doch Fay war fort!

DerMarquis benachrichtigte seineFreunde, daß die Hochzeit abgesagt sei. Diese Neuigkeit rief in den gesellschaftlichen Kreisen einen Wirbelwind von Aufregung und Klatscherei hervor. Beim Nachmittagstee raunte man sich allerlei in die Ohren. Römische Matronen nickten verständnisvoll und hochweislich einander zu, als ob sie von vornherein das nicht anders erwartet hätten. Guido hatte sich nur blindlings für dieses amerikanische Mädchen einnehmen lassen. Die Schwärmerei war verrauscht und er aus seinem Traum erwacht.

Ob Guido je sich wieder von dem Schlag erholte, hat Rom nie erfahren. Als er unter seinen Bekannten wieder erschien, beobachteten sie nur, daß sein Mund strengere Linien zeigte, und durch sein bis vor kurzem dunkles Haar mischten sich einzelne graue Streifen. Sonst verriet kein äußeres Zeichen Seelenschmerzen und verlorenes Lebensglück. Er war höflich und so freundlich wie immer; nur Rom lernte ihn kennen als einen bitteren, unüberwindlichen und unüberzeugbaren Gegner der klerikalen Partei.

„Es wird nicht nötig sein, mit der Arbeit in meinen Gemächern fortzuwahren," sagte er dem Meister, der die Aufsicht über die Renovation im Palast hatte.

„Signor Marchesi wünscht die Zimmereinrichtungen nicht vollendet zu haben?" frug der Mann überrascht, obwohl auch er gehört hatte, daß die schöne, junge amerikanische Dame in ein Kloster eingetreten sei, während sie im Begriffe stand, als Herrin in diesen vornehmen Palast einzuziehen und in der großen Welt Roms eine Rolle zu spielen.

„Welch törichter Einfall!" sagte Guido zu sich selbst, als er an diesem Morgen durch die herrlichen Räume schritt; „begräbt sich in einem Kloster, weiht hinter verschlossenen Mauern ihr Leben den Litanien, während alle diese Pracht auf sie wartete. Nach meiner Meinung ist irgendein römischer Schlich hinter der ganzen Geschichte versteckt, ein Priester und — Geld!" Bedeutungsvoll winkte er seinem eigenen Gegenüber, als er seine Person in einem mächtigen venetianischen Spiegel sah. Manche befanden sich in Rom, die sich in ähnlicher Weise aussprachen oder wenigstens in ihrem Herzen die gleichen Gefühle hegten.

„Du hast gehört, was ich dir gesagt habe," antwortete der Marquis etwas scharf. Er war beinahe an der Grenze der Selbstbeherrschung angekommen.

„Die Wünsche von Signor Marchese sind mir vollständlich Befehl," kam die Antwort; doch fragend ruhten die scharfen Augen des Arbeiters auf dem Angesichte des Marquis. „Es hat ihn ziemlich hart mitgenommen," dachte er bei sich selbst.

Eine Stunde später war die kleine Armee von Arbeitern verschwunden. Wo gehämmert und gehobelt wurde, war jetzt alles totenstill und leer.

An jenem Nachmittag betrat Guido zum letztenmal in seinem Leben diese Gemächer. Als der einzige Sohn und das Haupt seiner Familie war er vollkommener Herr seines Eigentums. Dieser Flügel des Schlosses stand ganz unter seiner Kontrolle. Geschlossen soll er werden, genau so, wie er war, halb fertig zum Empfang der Braut, die nimmer kam.

Hätte Fay eingewilligt, im Mai zu heiraten, so wie er es gewünscht hatte, wären sie miteinander auf sein Schloß gezogen hoch oben auf den Berggipfel in den malerischn Abruzzen. Im Herbst wäre der Palast hergestellt gewesen, Fay hätte als kunstsinnige Frau noch hier und dort ergänzen und vervollkommnen können, um so das vornehme Haus zur gemütlichen Heimat zu machen.

Die Züge des Marquis nahmen einen immer härteren Gesichtsausdruck an, während er seine Runde durch die einsamen Säle machte. Fays Boudoir stand der Vollendung näher als die Salons. Er trat hinein und setzte sich. Die Wände waren mit Seide in bleicher Rosafarbe behangen, die Zimmerdecke bemalt mit Szenen nach Watteau, die Möbel, wie Fay sie sich selbst herausgesucht hatte, im Stil Ludwigs des Vierzehnten, in Weiß und Gold.

Hier war er allein, und Selbstbeherrschung war nicht nötig. Guido sank auf die Kniee, begrub sein Angesicht in seinen Händen und schluchzte, wie nur ein Mann, der wenig in seinem Leben weint, das tut. Der ganze Körper zitterte von Kopf bis zu Fuß.

Die Schatten wurden tiefer, und das kleine Boudoir füllte sich mit dem milden, grauen Licht der Abenddämmerung.

Guido verließ endlich das Gemach, trat in die Bibliothek und zog heftig den Klingelzug.

„Rufe den Hausmeister!" befahl er dem eintretenden Diener.

Dem Mann gab er seine Befehle kurz und bestimmt.

„Sie schließen sämtliche Fenster in meinen Gemächern; im „Piano Nobile" verschließen Sie die Türen und bringen mir die Schlüssel."

Mit einer respektvollen Verbeugung und mit Mitleid im Blick zog sich der Hausmeister zurück. Im unteren Teil des Palastes, wo die Bedienten zu Hause waren und die Familienaffäre auch besprochen wurde, verfuhren sie nicht gerade gelinde mit Fay. Manche der Leute waren nahezu ihr Leben lang mit dem Haus verbunden. Sie hatten den Marquis gekannt seit seinen Knabenjahren. Von Herzen waren sie ihm zugetan und bemitleideten ihn darum von Grund ihrer ehrlichen Seele. Sie verurteilten Fay nicht deshalb, weil sie als Nonne in ein Kloster getreten war. „Wer weiß, vielleicht hat sie einen Ruf gehabt!" bemerkte eine der Frauen. Aber die allgemeine Anschauung machte sich geltend, daß sie dann den Marquis nicht unter dem Eindruck hätte lassen sollen, als wollte sie ihn heiraten.

An jenem Abend empfing Guido die Schlüssel seiner Gemächer und legte sie in eine kleine Schublade, wo sie künftighin unberührt blieben.

Guido legte die Verantwortung ihres Schrittes nicht auf Fays Schultern. Gegen sie trug er in seinem Herzen keinen einzigen bitteren Gedanken. Er gab sich aber keinen falschen Hoffnungen hin, daß sie am Ende, ehe es zu spät sein möchte, ihre Entscheidung bereuen und zurückkommen würde. Er war im römischen Glauben geboren und erzogen worden. Als Italiener wußte er besser als Janet oder ihre Mutter und selbst als Sir John, daß Fays Schicksal unwiderruflich besiegelt sei. Das Gewebe war zu fein und zu fest gewoben worden. Mit feinen Fäden waren ihr Gewissen und ihre Seele umsponnen worden, langsam und unmerklich, daß sie es kaum gefühlt hatte.

Der Marquis verwünschte ihr reiches Erbe. Wäre sie eine mitgiftlose Braut gewesen, hätten ihr die Priester nicht nachgestellt. Er hielt Pater Veroni verantwortlich, denn ihn hatte er dafür im Verdacht, daß seine Mutter das Leben seiner jungen, blühenden Schwester einem Kloster geweiht hatte; durch denselben Einfluß war nun auch Fay der Welt entrissen und dem Klosterleben gewonnen worden.

„Ich werde ihn selbst sprechen," entschloß er sich, doch verschob er es von Tag zu Tag. Obwohl er durchaus nicht zaghaft war, zögerte er doch, Pater Veroni von Angesicht zu Angesicht gegenüber zu treten, denn der war ein Freund seines Vaters gewesen und der lebenslange Berater seiner Mutter.

Er schob diese Unterredung so lange auf, bis schließlich das Konsistorium im Vatikan vorüber war, und nun war Pater Veroni nicht länger mehr nur ein bescheidener Priester. Er trug jetzt den Kardinalshut, war ein Mitglied der Kurie, des Kardinalskollegiums. Die Großen und Edlen verbeugten sich von nun an vor ihm und küßten ihm voll Ehrfurcht die Hand.

Es gab Zeiten, in denen sich der Marquis fürchtete, den Kardinal zu besuchen,

da er sich wohl kaum würde beherrschen können. Machte er offen seinem Zorn Luft und überschüttete den Prälaten mit Vorwürfen, so vereitelte er den eigentlichen Zweck seines Besuches. Beide Fäuste ballte der Marquis, wenn er an Floria dachte. Sie hatte noch nicht den Schleier genommen; den „Monat Marias" hatte sie sich dazu gewählt, und der stand schon im Anfang, der Monat, an dem die Rosen in voller Fülle blühten und das ganze Leben in der Natur sich in sonniger Heiterkeit und Frühlingslust erschloß. Sie wollten seine Schwester in einem Kloster vergraben, einfach, weil seine Mutter vor vielen Jahren ein einfältiges Gelübde gemacht hatte. Wie weit gingen eigentlich die Rechte einer Mutter über ihr Kind? Fay war ihm verloren gegangen; vielleicht vermochte er noch Floria zu retten. Jedenfalls wollte er sein Hausrecht in seiner eigenen Familie beanspruchen. Dann dachte er wieder an seine Mutter, und bange Zweifel überkamen ihn, ob es ihm wohl möglich sein würde, sie in ihrer Entscheidung wankend zu machen. Er wollte noch etliche Tage damit warten und sich die Sache überlegen.

Fortsetzung folgt.

Wirf ab, Herz, was dich kränket.

Es ist so still geworden,
Verrauscht des Abends Wehn,
Nur hört man allerorten
Der Engel Füße gehn.
Rings in die Tale senket
Sich Finsternis mit Macht —
Wirf ab, Herz, was dich kränket,
Und was dir bange macht.

Fortsetzung von Seite 2.

Zwischen der Seele des Jünglings und Gott stand sein Geld. Er wünschte, reich zu sein in Gott und wollte sein Geld nicht loslassen. Scheinbar grausam, in Wahrheit aber aus reinster Liebe hat ihm Jesus dies Hindernis, diese Grundsünde zum Bewußtsein zu bringen gesucht. Er, der da meinte, alle Gebote gehalten zu haben, ist schuldig am ersten Gebot: er ist ein Götzendiener und liebt seinen Nächsten nicht wie sich selbst. Nein, ihm geht sein Geld über alles! Das ist die Wahrheit. Dem jungen Mann ist die furchtbare Realität (Wirklichkeit) der Sünde und ihrer bindenden Macht noch verborgen gewesen. Ebenso war ihm aber auch die Realität der Gnade, der Wundermacht Gottes, der in Christo neue Menschen schafft, der tötet, aber auch lebendig macht, verborgen. Vielleicht hat er den tödlichen Stachel, den ihm Jesus in die Seele drückt, seine Wirkung tun lassen. Vielleicht ist er zerbrochen in sich, bankerott an allem eigenen Können als ein todesmatter Sünder und todeswürdiger Verbrecher zum Heiland umgekehrt. Dann ist ihm keine weitere Last auferlegt worden, denn sein Geld ist ihm nun zur unerträglichen Bürde geworden. Dann hieß es: „Komm her„ du Mühseliger und Beladener, Ich will dich erquikken!"

Das eigene Tun bringt an die Pforte des Himmelreichs, der Glaube versetzt hinein. Wo er ist, wirkt Gott und man erfährt die Wundermacht von oben. Er macht reich in Gott. Er ist das Lebensband mit Gott . Durch ihn wird man persönlich mit Ihm verbunden, „verwächst", wird eins mit Ihm.

Es gibt, gottlob, auch in unserer Zeit noch ideal gerichtete Menschen, Gottsucher mit edlem, sittlichem Streben. Aber vielfach begnügt man sich mit religiösem Sinn ohne klare Richtung und festes Ziel, mit unbestimmtem Sehnen. Es fehlt der tiefe und heilige Ernst, der um jeden Preis etwas Gewisses finden will. Man spielt und gefällt sich im Suchen und kommt nicht weiter. In wie vielen ist wohl die Frage schon erwacht: Was fehlt mir noch? Im ganzen hat man bei den religiösen Idealisten unserer Tage den Eindruck, daß sie sich in ihrem dogmenfreien Tasten interessant erscheinen und sich auf der Höhe stehend wähnen . Sie sprechen es auch wohl aus, daß ihre aufsprossenden religiösen Erlebnisse an Wert nicht zurückstehen hinter denen der Bekenner des alten Glaubens.

Sie mögen recht haben, wenn die Vertreter des alten Glaubens einer Auffassung der Rechtfertigung huldigen, die weder mit den Worten Jesu in der Geschichte vom reichen Jüngling noch mit den Aussagen der Apostel stimmt. In Wahrheit aber gibt es keine Vergebung ohne Belebung)vgl. z. B. Röm. 8, 1. 2), und es gibt kein Lebendigwerden ohne Sterben, und endlich ruht alles Leben auf der Erfüllung des Willens Gottes und besteht darin. Nur daß in denen, die an Jesum glauben, das Gesetz Gottes durch den Heiligen Geist erfüllt ist, so daß sie nur ausleben, was ihnen geschenkt ist.

Glauben an Jesum, das heißt: hineingezogen werden in Sein Sterben und Leben . Idealismus und Realismus sind da wundersam verbunden. Aus eingebildeten Himmeln, aus geträumten Idealen, aus dem Taumel unklarer Stimmungen ist man gestürzt und in den wahren Himmel, in das Ideal, das zugleich höchst real ist, in ein neues Leben, das über sich klar ist, wird man versetzt im Glauben und in der Nachfolge unsers Herrn Jesu Christi.

„Auf der Warte."

Missionsbischof Tucker.

Vor etwa 25 Jahren malte ein junger Maler in einem ergreifenden Bilde das Elend. Eine ärmliche Frau, mit einem Kindlein an der Brust, schleppt sich bei stürmischem Wetter durch die Straße, vergeblich ein Obdach suchend. Das Bild trug die Unterschrift „Heimatlos". Während der Künstler malt, greift ihm das Elend ans Herz. „Warum male ich ein Bild des Elends, statt den Elenden zu helfen?" Und er weiht sich dem Dienst an den Aermsten; studiert in Oxford; dann arbeitet er zwei Jahre unter den Vagabunden und Verkommenen einer Fabrikstadt. Dann beruft ihn der Inspektor der Kirchen-Missions-Gesellschaft zum Gehilfen, aber er sagt gleich beim Antritt der neuenStelle: „Lange bleibe ich nicht, denn ich möchte dahin gehen, wo das Elend am größten ist." Als die Kunde von der Ermordung des Bischofs Hannington (Uganda) kam, da sagt der ehemalige Künstler zu, an seiner Stelle nach dem unwirtlichen Lande zu gehen. Seit 19 Jahren arbeitet er nun dort in großem Segen, der einstige Maler und jetzige Missionsbischof Tucker.

Kehre wieder

Kehre wieder, kehre wieder,
Der du dich verloren hast;
Sinke reuig bittend nieder
Vor dem Herrn mit deiner Last!
Wie du bist, so darfst du kommen
Und wirst gnädig aufgenommen,
Sieh, der Herr kommt dir entgegen,
Und sein heil'ges Wort verspricht;
Dir Vergebung, Heil, und Segen;
Kehre wieder, zaudre nicht!